

DIE WELTWOCHEN



Verschwörung gegen die Schweiz

Bundesrätlicher Geheimtakt mit der EU.

Von Urs Paul Engeler und Christoph Mörgeli

SBB: Tabu Zuwanderung

Bundesbahnen am Rande des Nervenzusammenbruchs. Von Hubert Mooser

Des Teufels Advokatin

Harvey Weinsteins bestes Argument heisst
Donna Rotunno, Verteidigerin. Von Beatrice Schlag

Körzis Hollywood
Abschied von Kirk Douglas
an Arthur Cohns
Tafelrunde





Aus Liebe zum Dorf, wo jede Wurst Schneetöfz fährt.



Wenn Metzger Anton Franzen mit seinem Quad durchs Dorf düst, dann weiss man in Bettmeralp VS: Eine Lieferung seiner «Hauswurst nach altem Rezept» ist unterwegs in den Volg. Und so wie diese Würste bezieht Volg alle rund 10 000 «Feins vom Dorf»-Spezialitäten direkt aus dem Dorf und seinen Nachbardörfern. Hergestellt von Produzenten, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: volg.ch

Volg
frisch und fründlich

Einst waren die SBB der Stolz der Bahnfahrernation Schweiz. Nach der Pünktlichkeit der Schweizer Züge konnte man die Uhr richten. In den letzten Jahren musste das Unternehmen einen langsamen Abstieg hinnehmen. Die Schweizerischen Bundesbahnen stehen heute für verspätete, ausfallende, dreckige und überfüllte Züge. Es scheint, dass die Folgen der ungebremsten Masseneinwanderung an der Bahn nicht spurlos vorübergegangen sind. Hubert Mooser ist der ketzerischen Frage nachgegangen, ob die SBB am Ende an der Personenfreizügigkeit scheitern. **Seite 24**



Sicherheitspolitik à la SP.

Die SP bekämpft das acht Milliarden teure Beschaffungsgeschäft für neue Kampfflugzeuge und Boden-Luft-Raketen mit einem eigenen, halb so teuren Vorschlag. Ihre Strategie: gegen aussen einen massiven Um- und Abbau der Armee vertreten, in Wirklichkeit die Armee abschaffen. Ihr Vorschlag, einen billigen italienischen Trainingsflieger zu kaufen, ist im Parlament gescheitert. Christoph Mörgeli zeigt, wer bei der SP in der Sicherheitspolitik die Strippen zieht, wie die Partei auf einen dubiosen amerikanischen Think-Tank setzt und warum der eigens beigezogene Nato-Experte der SP massiv widerspricht. **Seite 28**

Vor knapp einem Jahr wurde der siebenjährige Ilias in Basel auf dem Schulweg von der 75-jährigen Alice F. erstochen. Ilias war ein Zufallsopfer. Mit dem Mord eines Kindes, so erklärte die stadtbekanntes Querulantin der Polizei, habe sie auf das Unrecht aufmerksam machen wollen, das ihr widerfahren sei. Nun soll die geständige Alice F. wegen Schuldunfähigkeit freigesprochen und psychiatrisch verwahrt werden. Redaktor Alex Baur ist der Frage nachgegangen, warum die Frau nicht schon lange

weggesperrt wurde. Seine Recherchen führen zu einem erschreckenden Befund: Alice F. hatte ihr Gewaltverbrechen in 35 Briefen an das Bundesgericht angekündigt. Doch dieses alarmierte die Basler Behörden nicht. **Seite 34**



Tourismus-Wunder: Jungfrau-Bahnen-Chef Kessler.

Urs Kessler wollte Bauer oder Maurer werden – etwas Handfestes. Die Schule interessierte ihn nur am Rand. Heute ist der 57-Jährige CEO der Jungfrau-Bahnen und somit einer der einflussreichsten Touristiker des Landes. Er setzt mit der V-Bahn ab Grindelwald das grösste Projekt seit dem Bau der Bahn aufs Jungfrauoch um. Im Schatten von Eiger, Mönch und Jungfrau hat Kessler auch mit Neidern und politischen Heckenschützen zu kämpfen. Thomas Renggli erzählte er die Geschichte seines beeindruckenden Werdegangs. **Seite 40**

Eklat in Thüringen: Im ostdeutschen Bundesland wird ein neuer Ministerpräsident gewählt und tritt tags darauf wieder ab – auf Befehl von Kanzlerin Angela Merkel. Grund: Er war mit Hilfe der rechten Alternative für Deutschland (AfD) ins Amt gewählt worden. Politiker und Medien sprechen von «Dammbbruch» und «Schande». Was ist, nüchtern betrachtet, von dem Skandal zu halten? Merkel habe mit der Intervention ihre «Kompetenzen als Kanzlerin eindeutig überschritten», sagt Rechtswissenschaftler Dietrich Murswiek im Interview. Wenn eine demokratisch gewählte Partei konsequent ausgegrenzt werde, sei der Geist der parlamentarischen Demokratie gefährdet. Murswiek hält fest: Die AfD als «nazistisch», «faschistisch» oder «rassistisch» zu bezeichnen, sei verhetzend. **Seite 42**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

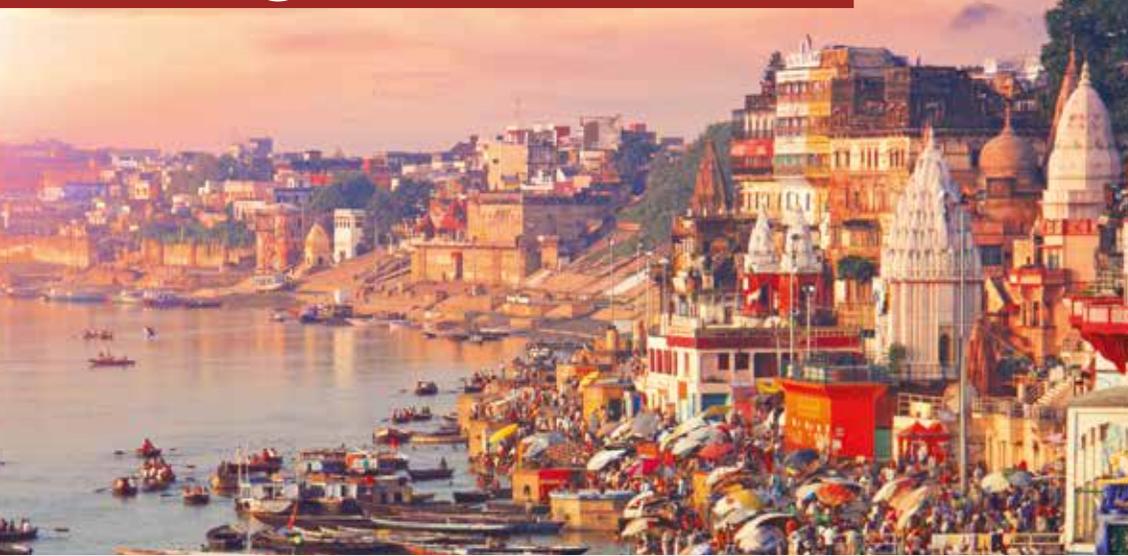
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Auf dem Ganges von Kalkutta bis in die «Heilige Stadt» Varanasi



RV Thurgau Ganga Vilas*****



2-Bettkabine (ca. 25 m²) mit franz. Balkon (Illustrationsbild)



Indoor Lounge mit Bar (Illustrationsbild)

NEU Kalkutta–Kalna–Murshidabad–Varanasi (–Delhi) mit Luxusschiff RV Thurgau Ganga Vilas*****

1. **Tag Zürich–Dubai** Ind. Anreise zum Flughafen Zürich. Flug mit Emirates (A380) via Dubai nach Kalkutta.
2. **Tag Dubai–Kalkutta** Ankunft in Kalkutta. Transfer und Einschiffung. Besuch von Haus und Grabstätte der heiliggesprochenen Mutter Teresa.
3. **Tag Kalkutta–Kalna** Rundfahrt mit Spaziergang durch das Töpferviertel Kumartuli. «Leinen los!».
4. **Tag Kalna–Matiari** Rikscharfahrt in Kalna zum Rajbari Tempelkomplex. Besonders beeindruckend ist der Nabakailas Tempel, der aus 108 Shiva-Tempeln besteht.
5. **Tag Matiari–Murshidabad** Spaziergang durch das Dorf Matiari, das für Kupfer- und Messingarbeiten bekannt ist.
6. **Tag Murshidabad–Jangipur** Fahrt mit einer Tonga (Pferdekutsche) und Besuch der Katra Moschee. Besichtigung des Hazarduari Palastmuseums.
7. **Tag Jangipur–Samtaghat/Flusstag** Passage der Schleuse, an der Sie die Farakka Staustufe sehen.
8. **Tag Samtaghat–Bateshwarthan/Flusstag**
9. **Tag Bateshwarthan–Sultanganj** Ausflug zur Ausgrabungsstätte der Vikramshila Universität.
10. **Tag Sultanganj–Munger** Ausflug in Sultanganj zu den zwei markanten Granitfelsen.
11. **Tag Munger** Besuch der Bihar Yogaschule. Spaziergang durch Festungsrüinen und Besuch eines Marktes.
12. **Tag Munger–Mokameh–Simaria** Schifffahrt vorbei an Mokameh Ghat. Ankunft in Simaria und Spaziergang.
13. **Tag Simaria–Patna/Flusstag**
14. **Tag Patna** Rundfahrt und Besichtigung eines Sikh-Tempels sowie Besuch des Patna Museums.
15. **Tag Patna–Doriganj (–Chirand)** Ausflug zur archäologischen Fundstätte Chirand in Doriganj.
16. **Tag Doriganj–Buxar/Flusstag** Besuch der Stadt Buxar.
17. **Tag Buxar–Ghazipur** Besuch des Grabes von Lord Cornwallis, ehemaliger Generalgouverneur Indiens.
18. **Tag Ghazipur–Varanasi/Flusstag** Lassen Sie die Seele baumeln und sich von der Crew an Bord verwöhnen.
19. **Tag Varanasi** Besuch der Ausgrabungsstätte Sarnath. Rikscharfahrt durch die «Heilige Stadt» Varanasi.

20. **Tag Varanasi–Delhi** Ausschiffung nach dem Brunch und Flug nach Delhi. Transfer zum Flughafenhotel.
21. **Tag Delhi–Dubai–Zürich** Transfer zum Flughafen und Rückflug via Dubai nach Zürich. Individuelle Heimreise.

(Delhi–) Varanasi–Kalkutta
Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

RV Thurgau Ganga Vilas*****

Auf dem 2020 gebauten Luxusschiff finden 36 Gäste Platz. Mit der exquisiten Ausstattung bietet es den Komfort eines 5-Sterne-Hotels. Alle Kabinen (ca. 25 m²) verfügen über Bad mit Dusche/WC, Föhn, Bademäntel und Hausschuhe, Wecker, Safe, TV, Minibar, Schreibtisch, individuell regulierbare Klimaanlage und einen franz. Balkon. Die Kabinen sind mit einem Queen-Size-Bett ausgestattet, welches auch getrennt zu Einzelbetten gestellt werden kann. Auf dem OD befinden sich eine klimatisierte Indoor Lounge mit Bar sowie das Restaurant, in dem sowohl asiatische als auch internationale Speisen serviert werden. Geniessen Sie die vorbeiziehenden Landschaften auf dem teils überdachten Sonnendeck mit Outdoor Lounge und Liegestühlen. Spa und Fitnesscenter befinden sich auf dem HD. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit in der Indoor Lounge. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen an den dafür vorgesehenen Plätzen erlaubt).



Inderin mit Kind

21 Tage ab Fr. 6990.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. Vollpension)

Reisedaten 2020/21 Es het solangs het Rabatt

Kalkutta–Varanasi (–Delhi)	(Delhi–) Varanasi–Kalkutta
22.10.–11.11.20 1000 ⁽⁶⁾	10.11.–30.11.20 1000 ⁽⁶⁾
03.12.–23.12.20 1000	22.12.–11.01.21 500
14.01.–03.02.21 1000	02.02.–22.02.21 1000
25.02.–17.03.21 1200	16.03.–05.04.21 1300

⁽⁶⁾ Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension während der gesamten Reise
- Übernachtung im 4/5-Sterne-Hotel in Delhi
- Flüge ab/bis Zürich mit Emirates in Economy (G-Klasse), inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Inlandflug in Economy gemäss Programm
- Alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung
- Thurgau Travel Reisebegleitung



Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen, Getränke, Trinkgelder, Visumbüher Fr. 90.–, lokale Flughafentaxen, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck (ca. 25 m²), franz. Balkon	8290
2-Bettkabine HD vorne (ca. 25 m²), franz. Balkon	8790
2-Bettkabine Oberdeck (ca. 25 m²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	9290
2-Bettkabine OD vorne (ca. 25 m²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	9790
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	3990
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Vor-/Nachprogramm DZ/EZ	490/670
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	139/229

Vor-/Nachprogramm

2 Tage länger mit Red Fort und Taj Mahal in Agra und Rundfahrt in Delhi, Details unter www.thurgautravel.ch oder Prospekt verlangen.

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Exotic Heritage Group
In Varanasi und im Bundesstaat Bihar ist der Besitz, Verkauf und Konsum von Alkohol eine Straftat.

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Patrizia Dapra
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

«Fremde Fötzel»

Hakan Yakin und Tidjane Thiam: zwei exotische Namen im Visier vorurteilsverseuchter Kampagnen.
Von Roger Köppel

Schwappt eine neue Welle fremdenfeindlicher Ressentiments durchs Land?

Ich glaube es tatsächlich.

Natürlich ist der Fall des mittlerweile geschassten Credit-Suisse-Chefs Tidjane Thiam unterlegt mit xenophoben Tönen. Der Mann, der die Schweizer Grossbank sanierte, wird jetzt von den gleichen Leuten, die den Sanierungsfall produziert haben, vom Hof gejagt. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.

Nicht, dass der Verwaltungsrat der Traditionsbank aus rassistischen Motiven gehandelt hätte. Aber die Art, wie von oben der Konflikt nobel formuliert zu einer «Frage der Kultur» erklärt wurde, war direkter Ausfluss einer zügellosen rassistischen Medienkampagne, die das Zerrbild eines Bankchefs aus Afrika zeichnete, der um sich herum eine Art Hofstaat mit diktatorischen Anwandlungen, Geheimpolizei, Harem und halbseidenen Managementmethoden (Beschattung) hochgezogen habe.

Natürlich lässt sich vieles auf die schwarze Haut des Angeprangerten projizieren. Tatsache bleibt: Thiam wurde als Aufräumer einer angeschlagenen Firma bewusst von aussen geholt. Wie andere Manager mit ähnlichen Aufgaben und Voraussetzungen brachte er ein Team von Vertrauten mit. Dass er den Umbau der Firma mit peinvollem Personalabbau nicht im Rahmen basisdemokratischer Sit-ins durchziehen konnte, versteht sich von selbst.

Wer einen Durchgreifer verpflichtet, damit endlich einer durchgreift, darf sich hinterher nicht beschweren, wenn der Durchgreifer durchgreift und filzige Behaglichkeiten stört.

Und auch die ach so finsternen Beschattungen, über die Thiam stolperte, sollten nüchtern betrachtet werden, ohne den Fantasiehintergrund vorurteilsverseuchter Schauer geschichten aus dem dunklen Kontinent.

Konkret ging es darum, dass der Verwaltungsrat gegen den Willen des CEO einen hochgestellten Manager bei kürzester Kündigungsfrist wahrscheinlich im Unfrieden zu einem direkten lokalen und globalen Konkurrenten ziehen liess.

Dass das Management um Thiam auf diesen unweisen Entscheid mit hauseigenen Abwehrmassnahmen reagierte, um die Abwerbung anderer Kaderleute und den Transfer von Kundenassets an die Konkurrenz zu verhindern, darf man dem CEO kaum ankreiden.

Thiams Fehler war, dass er sich vom gleichen VR, der den Stress durch die Ruckzuck-Ent-

lassung des Managers erst heraufbeschworen hatte, das Heft des Handelns aus der Hand nehmen liess, als die stümperhaft durchgeführte Spionage am helllichten Tage aufflog.

Falsch war weiter, dass der VR von sich aus die Regie übernahm. Damit gab er dem Skandal, der nur deshalb ein Skandal war, weil die Boulevardmedien Skandal gerufen hatten, erst die Bedeutung, die er nie hätte bekommen dürfen. Durch sein Vorprellen schwächte der VR den CEO. Er liess einen Eiterherd des inwendigen Misstrauens entstehen, der dann blasenbildend die Medienkampagne immer weiter entzündete.

«Afrika», «Diktator», «Autokrat», «Kultur des Misstrauens», «Frauengeschichten»: Man muss kein Spezialist für Rassenfragen sein, um die sumpfige Tendenz der Berichte zu durchschauen. Hängen blieb und ausgebreitet wurde nicht das Einknicken vor dem Boulevard, sondern die «Fremde Fötzel»-Erzählung des «kulturfernen» Afrikaners, der den heilen Paradeplatz angeblich in ein Herz der Finsternis verwandte.

Besonders bitter für Thiam ist, dass er am Ende nicht wegen seiner Leistung gehen muss. Man mag seine Leistung auch kritisieren, aber sie ist höchstwahrscheinlich besser als die Leistung des Verwaltungsrats, der alle Probleme verantwortet, zu deren Beseitigung Thiam ursprünglich geholt worden ist.

Thiam muss gehen, weil er wegen einer Medienkampagne, die mit rassistischen Unterschiebungen spielte, imagemässig zum Fremdkörper gestempelt wurde, sozusagen

zur wandelnden Alleinursache und Verkörperung eines angeblich dramatischen Vertrauensproblems, das der Verwaltungsrat doch zumindest mitverursacht hatte. Alles scherbelt.

Ähnlich unfair berichten die Medien über einen anderen Prominenten, der zwar Schweizer ist, aber mit einem türkischen Namen zur ebenso dankbaren Zielscheibe von Vorurteilen und irrigen Vorwürfen schlechtgeschrieben werden konnte.

Die Rede ist von Hakan Yakin, Basler mit türkischen Wurzeln, Ex-Nationalspieler, Ballzauberer und fintenreicher Techniker auf dem Feld, heute



Swissness: Fussballer Yakin, Banker Thiam.

im Sold des FC Schaffhausen der landesweit meistkritisierte und zu Unrecht angeprangerte Assistenztrainer der Schweiz.

Sein Verbrechen? Er bezieht Arbeitslosenunterstützung. Ganz legal. Die Arbeitsämter zahlen ihm unter maximalen Abzügen die Differenz zu seinem früheren Lohn als Trainerassistent beim Spitzenklub GC. Da er für den unterklassigen FC Schaffhausen tätig ist, verzichtet Yakin freiwillig auf fast 2000 Franken Lohn pro Monat.

Solche Fakten freilich passen nicht in die Boulevard-Story des angeblich tricksenden Schweiz-Türken, der sich für einen «getürkten» Minimallohn bei einem B-Klub anstellen lässt, um dann auf Kosten der Allgemeinheit den dicken Zapfen abzuholen. Angeblich. Yakin wurde während einer Woche wie ein Grossbetrüger vorgeführt.

Wahrheitsgehalt: gleich null. Yakin hat nichts Verbotenes gemacht. Im Gegenteil: Er hat weit über 100 000 Franken in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt und nimmt nun, wie es ihm zusteht, einen Bruchteil davon zurück, weil er seinen letzten, besser bezahlten Job verloren hat. Vorbildlich sitzt er nicht auf der faulen Haut herum, sondern arbeitet. Würde er nur stempeln gehen, bekäme er deutlich mehr Geld vom Staat.

Man kann kritisieren, dass die Arbeitslosengesetze vielleicht fragwürdige Anreize für die Klubs setzen. Das aber ist weder Yakins Fehler noch Schuld. Der ehemalige Gutverdiener ist nicht Täter. Er ist einfach Opfer von Neid und schlechtem, moralisierendem Journalismus.

Viele rufen jetzt nach mehr Swissness. Das ist gut so. Aber Swissness heisst nicht Volksgemeinschaft mit Ahnennachweis bis zur Schlacht am Morgarten.

Swissness bedeutet: Alle sind willkommen, die es wirklich braucht und die etwas leisten, ungeachtet ihrer Herkunft, Hautfarbe oder Konfession. Es braucht mehr Thiams und Yakins in der Schweiz.

Arthrose-
Drama
mit Happy-
Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Härtefall: Weinstein, Rotunno. Seite 14

Titelgeschichte

- 18 Verschwörung gegen die Schweiz**
Die degenerierte Demokratie

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
9 Kommentare
Verhandeln gegen die Schweiz
10 Gesellschaft Lizenz zum Hacken
11 Gastkommentar Alice Weidel:
Anfang vom Ende des Systems Merkel
12 Porträt der Woche
13 Gewinner und Verlierer
14 **Kopf der Woche** Donna Rotunno:
Des Teufels Advokatin
20 Mörgeli Kein Macher, ein Mitmacher
20 Bodenmann
Schneekanonen gegen Klimawandel
21 Medien
Ich bin demokratierelevant
21 Die Deutschen Zivilisationsbruch
45 Brief aus Berlin Die Deutschen
und ihre Vergangenheit

Inland

- 24 **SBB: Tabu Zuwanderung**
Bundesbahnen am Limit
28 Feuer frei gegen neue Kampffjets
Stunde der Armeeschaffer
32 Schweizer Giesskannen für Palästina
Steuergelder werden verschwendet



Aufsteigerin: Giorgia Meloni. Seite 49

- 33 **Weibliche Frischluft** Referendum
gegen die bezahlte Papi-Zeit
34 **Und keiner schlug Alarm**
Der Fall der 75-jährigen Querulantin
39 **Spionage Monster** aus Zug
40 **Berner Oberland**
Urs Kesslers Tourismuswunder

Ausland

- 42 **LSD im Leitungswasser**
Wahlskandal von Thüringen
44 **Dietrich Murswiek** «Kompetenzen
eindeutig überschritten»
46 **Bernie Sanders** Wie radikal ist
der US-Präsidentschaftskandidat?
48 **Inside Washington** Don Teflon
49 **Giorgia Meloni**
Stern der italienischen Rechten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 27 **Ruag** Chaotischer Ausverkauf
30 **Wann ist der Mensch tot?**
Organspender für die Medizin
36 **Schneller als die Gletscherschmelze**
Flaute auf dem Finanzplatz
38 **Wall Street** Was Superbanker
Jamie Dimon besser macht

Kultur & Gesellschaft

- 52 **Jo Nesbø**
Selbstmord des Nordic noir
54 **Mick Hucknall**
Simply Red meldet sich zurück



«Es ist doch ein grosses
Glück, wenn man immer
noch so kreativ ist.»

Mick Hucknall: Seite 54

- 56 **Meghan Markle**
Rachel Zane in «Suits»
60 **Kirk Douglas**
Nachruf auf die Hollywood-Ikone

Rubriken

- 9 **Im Auge** Matthias Hüppi
16 **Die Bibel** Der Auftrag
16 **Personenkontrolle**
17 **Nachruf** Elisabeth Schnell
22 **Darf man das?**
22 **Leserbriefe**
23 **Fragen Sie Dr. M.**
50 **Ikone der Woche** Edward Hopper
53 **Sprache** Von wegen
57 **Jazz** Hank Mobley
58 **Kino** «J'accuse»
59 **Knorrs Liste**
59 **Körzis Hollywood** Kirk Douglas:
Letzter grosser Freund
62 **Thiel** Täterisiko
62 **Namen** Wasserblauer Teppich
62 **Fast verliebt** Dauersingle
63 **Unten durch** Cornichon
64 **Wein**
Die andere Seite vom Bachtobel
64 **Salz & Pfeffer** Raclette im Vergleich
65 **Auto** Toyota Corolla Touring Sports
66 **Tamaras Welt** Sexy oder sexistisch?



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

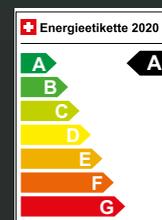
WIR HABEN DEN 4x4.
DU HAST DAS ABENTEUER.
RAV4 HYBRID.



100 % 4x4. 100 % Hybrid.
Neu mit 6 Jahren Hybrid Free-Service.

ER KENNT **KEINE HINDERNISSE**, WEDER IM HARTEN GELÄNDE NOCH IN INNENSTÄDTEN MIT EMISSIONSBESCHRÄNKUNGEN. ER IST **ROBUST**, HAT BIS **222 PS LEISTUNG** UND FÄHRT BIS ZU **120 KM/H REIN ELEKTRISCH, OHNE DASS ER JE AN DIE STECKDOSE MUSS**. BEREIT FÜR DAS GROSSE ABENTEUER?

RAV4 Hybrid Style 4x4, 2,5 HSD, 163 kW, Ø Verbr. 5,9* l/100 km, CO₂ 133* g/km, En.-Eff. A. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 115 g/km. Hybrid Free-Service gültig während der ersten 6 Jahre bzw. 60'000 km (was zuerst eintritt). *Gemäss Prüfzyklus WLTP.





© Meet in Georgia Ltd.

VIP-Spezialreise «Georgien»

Traumhaftes Land der Gegensätze

Wie kaum ein anderes Land fasziniert Georgien mit seiner landschaftlichen Vielfalt auf engstem Raum. Die zehntägige Rundreise führt vom lebensfrohen Tiflis zu den besinnlichen Höhlenklöstern, von der genussreichen Weinregion in den kargen Osten und vom gletscherbedeckten Kaukasus an die Palmenstrände am Schwarzen Meer.

Zuerst erkunden wir die aufblühende Metropole Tiflis: unter anderem die Altstadt, die Schwefelbäder, den Marjanishvili-Platz oder den beliebten Dry-Bridge-Flohmarkt. Weitere Höhepunkte sind der Empfang in der Schweizer Botschaft, das Abendessen in einem der besten Restaurants des Landes sowie ein weiteres in authentischem Wohnambiente.

Weiter geht die Fahrt nach Kachetien. Wir lernen die wichtigste georgische Weinregion kennen sowie die romantische Kleinstadt Signaghi und die Festung Gremi am Fusse des Kaukasus. Über den Gombori-Pass gelangen wir zur alten Hauptstadt Mzcheta und weiter über die historische Heerstrasse nach Stepanzinda auf 1700 m ü. M. An spektakulärer Lage erwartet uns das Hotel.

Mit dem Geländewagen erreichen wir das mittelalterliche Kloster auf dem Gergeti-Plateau. Das Stalin-Museum, die Höhlenstadt an der alten Seidenstrasse und das Heilbad Bordschomi

sind weitere Stationen. Für unvergessliche Eindrücke sorgen die Höhlenstadt Wardsia, die Khertvisi-Burg und die historische Festungsanlage Rabati.

In Kutaissi besuchen wir eine Teefarm, die Gelati-Klosterakademie und das zauberhaft gelegene Kloster Motsameta. In Batumi an der Schwarzmeerküste endet unsere Rundreise. Die herrliche Aussicht vom Botanischen Garten auf die Bucht und der Rundgang durch die mediterran anmutenden Gassen der Altstadt krönen das einmalige Erlebnis.

Entdecken Sie den Zauber von Kultur, Natur und einzigartiger Gastfreundschaft an der Schnittstelle von Europa und Asien.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Georgien»

Reisetermin:
7. bis 16. Juli 2020

Leistungen:

- Flug Zürich–Tiflis/Batumi–Zürich inklusive Gebühren
- Alle Transfers und Touren
- 9 Übernachtungen inklusive Frühstück in ausgesuchten 4- und 5-Sterne-Hotels (Landeskategorie)
- 3 Mittagessen
- 6 Abendessen
- 1 Weindegustation
- 1 Tschatscha-Degustation
- Alle Ausflüge und Besichtigungen gem. Programm
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Insolvenzversicherung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2960.–
Nichtabonnenten: Fr. 3260.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 550.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Verhandeln gegen die Schweiz

Von Christoph Mörgeli — Dreister Geheimpakt: Drei Bundesräte haben mit der EU abgemacht, dass Brüssel erst nach der Volksabstimmung zur Begrenzungsinitiative wieder Druck auf die Schweiz ausübt.



Mischeln und Mauseln: von der Leyen (l.), Sommaruga.

Letzte Woche liess Oliver Washington, SRF-Korrespondent in Brüssel, eine Bombe platzen: Das Schweizer Radio sei im Besitz eines «schriftlichen Sitzungsprotokolls», das festhalte, was die EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen mit Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga am 20. Januar in Davos besprochen hatte. Dieses Dokument habe es in sich, enthalte es doch «pikante Details», die unsere Landesregierung bezeichnenderweise verschweige.

Um die Herausgabe dieses Protokolls gebeten, gibt sich Oliver Washington vom öffentlich-rechtlichen Radio öffentlichkeits-scheu: «Meine Quelle bestand schon letzte Woche darauf, dass ich das Dokument nicht veröffentlichen dürfe.» Kein Wunder, denn es belegt in englischer Sprache folgenden Tatbestand: Anlässlich des Treffens am Weltwirtschaftsforum in Davos bat die Schweizer Bundespräsidentin Sommaruga die EU-Kommissions-Präsidentin von der Leyen, Brüssel möge sich bis zur Abstimmung über die Begrenzungsinitiative vom 17. Mai nicht einmischen. Dazu Radio SRF wörtlich: «Der Bundesrat hat offensichtlich Angst, dass Äusserungen und Druckversuche aus Brüssel der SVP-Initiative Auftrieb verleihen könnten.» Ursula von der Leyen habe ihrerseits zugesichert, dass die Kommission vorderhand schweigen werde, aber schon wenige Tage nach

dem Urnengang vom Bundesrat die Zustimmung zum Text des Rahmenabkommens erwarte.

Verfassungswidriges Vorgehen

Kein einziges anderes Medium nahm die Neuigkeit von Radio SRF auf. Dabei ist es zweifellos aufsehenerregend, wenn der Bundesrat das Treffen mit einer fremden Staatengemeinschaft wie der EU zum Anlass nimmt, einen Geheimpakt gegen das eigene Volk zu schliessen. Dass die in Davos getroffene Vereinbarung informellen Charakter hat, macht die Sache nicht besser. Im Gegenteil: Das Paktieren unserer Landesregierung mit der EU, um einen beidseits genehmen Entscheid des Souveräns herbeizuführen, ist staatspolitisch äusserst bedenklich – und obendrein gesetz- und verfassungswidrig.

Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) war am Davoser Treffen mit von der Leyen zwar Hauptsprecherin auf Schweizer Seite, sass aber keineswegs allein in der Runde. Vielmehr begleiteten sie Aussenminister Ignazio Cassis und Justizministerin Karin Keller-Sutter (beide FDP). Interessanterweise mussten diesem kurzfristig anberaumten Termin die SVP-Bundesräte fernbleiben, da sie gleichzeitig in Zürich den chinesischen Vize-Premierminister trafen.

»» Fortsetzung auf Seite 10

So hüppy



Matthias Hüppi, TV-Aussteiger.

Das Urteil der Stammtischgerichte trifft jeden, der das Tor nicht trifft. Am vernichtendsten jedoch erwischt Volkes Stimme die Schwadronneure des Fernsehens: «Die verstehen nichts von Fussball!» Gnade ihren Irrtümern. Als jedoch Matthias Hüppi den populärsten Schweizer, Köbi Kuhn, in patriotischem Zorn zum Abgang aufforderte, weil der Nationalcoach zu wenig «modern» und zu mürrisch sei, hatte er den Leutschenbach überschritten. Was masst sich der Dauerlächler mit der kleinen Zahnücke an?

Heute, sagt der dem *Blick*, benötige er manchmal für 200 Meter Vorwärtsbewegung und Händeschütteln auf dem Pflaster seines St. Gallen eine halbe Stunde. Am Bildschirm tritt er auf als Autorität, nicht mehr als fragender Besserwisser. Zum Rollenwechsel – im Reportersprech: richtig gutes Umschaltspiel – hatte er sich innert dreier Wochen entschieden. Ein Karriere-Übersprung, hinlänglich bekannt von TV-Promis, die in die Parteipolitik wechseln. Aber Hüppi, 61, sitzt seit zwei Jahren hauptberuflich auf dem Präsidentenschleuderstuhl des FC St. Gallen 1879, und der älteste Schweizer Fussballklub grüsst von der Tabellenspitze und begeistert mit Sturm und Drang wie der Trendsetter Liverpool. Mit Spielern, die bis gestern keiner kannte, im Schnitt weniger als 23 Jahre alt. Mit einem wagemutigen älteren Trainer, Peter Zeidler, der lange auf seine Chance warten musste. Mit Hüppis Partner aus TV-Zeiten, der ergrauten Primadonna Alain «Susi» Sutter, die unter schwerem Esoterikverdacht stand und sich vom unverbindlich-banalen TV-«Experten» in den Sportchef mit dem Radarauge für verborgene Talente im eigenen Laden und auf den internationalen Transferwühltischen verwandelte.

Selten erfährt ein Präsident so viele neidvolle Komplimente von der Kritikerbranche wie der St. Galler Aussteiger, und wenn er morgens in den Spiegel schaut, lächelt sich Matthias Hüppi vermutlich so hüppy entgegen wie nie zuvor. Als einer, der etwas von Fussball versteht. Was zu beweisen war. Peter Hartmann

Guy Parmelins Wirtschaftsressort ist in vielerlei Hinsicht in den Rahmenvertrag involviert. Der Verdacht liegt nahe, dass bei einer Anwesenheit von Parmelin und Finanzminister Ueli Maurer – beide überzeugte Befürworter der Begrenzungsinitiative – beim Treffen mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen kaum solch verräterische Absprachen getroffen worden wären. Ziemlich sicher hätten diese beiden Bundesräte wenig Verständnis aufgebracht für einen Geheimkontrakt mit der EU, um eine Volksabstimmung zu gewinnen.

Dass sich der Bundesrat dem EU-Wunsch nach Personenfreizügigkeit mehr verpflichtet fühlt als dem Willen des eigenen Souveräns, ist in der Tat bemerkenswert. Genau um solche Konspirationen unserer Regierenden und Diplomaten zum Nachteil der verfassungsmässig garantierten Institutionen zu verbieten, hat das geltende Strafbuch «Verbrechen und Vergehen gegen den Staat» definiert. Da steht in Artikel 267: «Wer als Bevollmächtigter der Eidgenossenschaft vorsätzlich Unterhandlungen mit einer auswärtigen Regierung zum Nachteil der Eidgenossenschaft führt, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahr bestraft.»

Handeln wider die Rechte des Volkes

Nun gereicht es der Eidgenossenschaft zweifellos zum Nachteil, wenn ihre oberste Landesbehörde die direkte Demokratie und somit das Stimmrecht der Bürgerinnen und Bürger dirigiert, kanalisiert und manipuliert. Wer als Mitglied unserer obersten Exekutivbehörde hinter dem Rücken seines Volkes mit einer fremden Macht verhandelt, um ein Abstimmungsergebnis zu beeinflussen, verletzt auch den Amtseid respektive das Gelübde auf die Verfassung. Denn diese pocht schon im Zweckartikel 2 auf den Schutz der «Rechte des Volkes».

Vor gut hundert Jahren nahmen die Schweizer Behörden das eigenmächtige Mischeln und Mausekeln eines Bundesrates mit anderen Staaten noch ausserordentlich ernst. Der ebenso ehrgeizige wie machtbewusste St. Galler Aussenminister Arthur Hoffmann wollte 1917 als Friedensstifter in die Geschichte eingehen. Eigenmächtig führte er Verhandlungen mit Deutschland und Russland, um einen Separatfrieden herbeizuführen. Als die gegnerischen Alliierten durch eine Indiskretion von Hoffmanns Privataktion erfuhren, sahen sie die Glaubwürdigkeit der schweizerischen Neutralität aufs schwerste diskreditiert. Die Bundesratskollegen, die Medien und die Bevölkerung liessen Hoffmann augenblicklich fallen, sein sofortiger Rücktritt war unvermeidlich.

Damals duldeten weder die Öffentlichkeit noch die Behörden ein Taktieren und Tricksen auf Kosten der verfassungsmässigen Ordnung. Heute herrscht Schweigen. Noch schlimmer: zustimmendes Schweigen.

Mehr zum Thema: Seite 18

Gesellschaft

Falscher Held

Von Alex Baur — Der Internet-Aktivist Glenn Greenwald wird weltweit als Kämpfer für die Pressefreiheit gefeiert. Mit welchen zweifelhaften Mitteln er operiert, wird gnädig ausgeblendet.

Er ist schwul, hat mit dem achtzehnten Jahre jüngeren dunkelhäutigen sozialistischen Abgeordneten David Miranda zwei Kinder adoptiert, berichtet als Korrespondent des *Guardian* aus Rio de Janeiro, über seine Enthüllungsplattform *The Intercept* veranstaltet er ein veritables publizistisches Sperrfeuer gegen die Regierung von Jair Bolsonaro. Glenn Greenwald gehört damit zu den Guten, und wer daran zweifelt, der muss ein Hetzer sein.

Entsprechend gross war das Entsetzen, auch in den Schweizer Medien, als die brasilianische Bundesanwaltschaft (7. Abteilung Korruptionsbekämpfung) Ende Januar eine Anklage gegen Greenwald ankündigte. Von der *Woz* («Politisierung der brasilianischen Justiz») bis zur *NZZ* («Testfall für die Pressefreiheit») war man sich einig: Ein aufmüpfiger Journalist soll zum Schweigen gebracht werden. Entsprechend gross war der Applaus, als das Verfahren gegen den «Anti-Bolsonaro» (*Tages-Anzeiger*) letzte Woche eingestellt wurde.

Im Juni 2019 warf Glenn Greenwald aufgrund von gehackten Chats und Telefonaten dem vormaligen Untersuchungsrichter und heutigen brasilianischen Justizminister Sérgio Moro vor, während der Korruptionsverfahren gegen Ex-Präsident Lula Absprachen mit den Ermittlern getroffen zu haben. Moro reagierte gelassen auf die gemäss seiner Dar-

stellung «aus dem Zusammenhang gerissenen» angeblichen Enthüllungen. Doch Bolsonaro kritisierte den Hackerangriff scharf und forderte eine Strafuntersuchung.

War das nun der Anfang des seit Bolsonaros Amtsantritt heraufbeschworenen Niedergangs von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in Brasilien? Tatsache ist: Der Präsident mag sagen, was er will, die Richter liessen sich nicht beeindrucken, sie traten nicht auf die Anklage ein. Die Gewaltentrennung scheint zu funktionieren. Wenn die Medienvielfalt bedroht ist, dann liegt das Problem bei den Journalisten selber: In der Berichterstattung zum Fall Greenwald wurde alles unterschlagen, was nicht zum Heldenepos passt.

Kriminelles Netzwerk

Wie der knapp hundert Seiten dicken Anklageschrift zu entnehmen ist, steht hinter den Hackerangriffen gegen Justizminister Moro ein professionelles kriminelles Netzwerk mit einem gewissen Walter Delgatti Neto an der Spitze. Die Cybergangster horchten nicht nur Hunderte von Smartphones aus, sie knackten auch Kreditkarten und plünderten Bankkonten. Unter den Opfern finden sich neben Staatsanwälten, Richtern, Ministern, Parlamentariern und Anwälten auch namhafte Journalisten.

Illegale Machenschaften, welche die illegalen Hackerangriffe allenfalls rechtfertigen könnten, förderten diese bislang nicht zutage. Greenwald macht zwar geltend, dass das passive Weiterverbreiten gestohlener Informationen in Brasilien durch die Pressefreiheit gedeckt ist. Doch ganz so passiv, wie er behauptet, agierte der Polit-Aktivist-Journalist nicht.

Die Fahnder schnitten ausführliche Konversationen zwischen Greenwald und Exponenten der Cybergang mit. Dass er die Kriminellen direkt angestiftet oder bezahlt hätte, lässt sich daraus zwar nicht ableiten. Aber wenigstens bei der Verwischung der Spuren wirkte Greenwald aktiv mit. Damit agierte er zumindest im Graubereich des Illegalen. Dass die Staatsanwaltschaft bei einer solchen Konstellation Anklage erhebt und dem Richter das Urteil überlässt, ist keineswegs ungewöhnlich.

Was auf jeden Fall hängenbleibt, ist der Vorwurf der Doppelmoral. 2013 machte sich Greenwald mit den Enthüllungen um Edward Snowden und die ausufernden Abhörangriffe der Nachrichtendienste einen Namen. Wenn es um seine eigenen Interessen geht, gibt es für Greenwald keine Privatsphäre.



Professionelles kriminelles Netzwerk: Greenwald.

Der Anfang vom Ende des Systems Merkel

Von Alice Weidel — Der Skandal von Thüringen ist nur durch eine absurde Anomalie der deutschen Politik möglich geworden. Die regierenden Kräfte haben sich darauf verständigt, sich selbst als alleinige «Demokraten» zu privilegieren.

Was ist da in Thüringen geschehen? Eine links-rot-grüne Landesregierung, angeführt von einem Politiker der inzwischen in «Linke» umbenannten SED, hat bei fairen und demokratischen Wahlen verloren. Und eine Mehrheit nichtlinker, bürgerlicher Abgeordneter von AfD, CDU und FDP hat, wie von der Verfassung vorgesehen, in geheimer Wahl, mit der im dritten Wahlgang ausreichenden relativen Mehrheit, einen der Ihren zum Nachfolger des Sozialisten Bodo Ramelow gewählt: den mittelständischen Unternehmer Thomas Kemmerich, Vorsitzenden der kleinsten, der liberalen Fraktion.

In jeder normalen parlamentarischen Demokratie wäre solch ein Machtwechsel ein üblicher, unspektakulärer Vorgang: Hat die Regierungsmehrheit abgewirtschaftet, kommt die Opposition zum Zug. Gefährlich für die Demokratie wird es erst, wenn die Abgewählten sich mit unlauteren Mitteln, vom Regelbruch über die Diffamierung bis zur Ermunterung zur politischen Gewalt, an die Macht klammern und den friedlichen demokratischen Wechsel sabotieren.

Zum Skandal, zur Krise konnte die Ministerpräsidentenwahl in Thüringen nur durch eine absurde Anomalie der deutschen Politik werden: Die bereits etablierten Kräfte haben sich darauf verständigt, sich selbst als alleinige «Demokraten» zu privilegieren und die binnen weniger Jahre in alle Parlamente eingezogene Oppositionspartei AfD, ihre Anhänger, Wähler und Mandatsträger zu ächten und ausgrenzen.

Das System Merkel leistet dem Vorschub. Als Kanzlerin und Parteichefin hat Angela Merkel die CDU aus machtpolitischem Opportunismus erst für sozialdemokratische, dann für grüne und radikal linke Positionen geöffnet. Damit hat sie nicht nur die eigene Partei inhaltlich entkernt, sondern auch der kulturmarxistischen Linken den Weg zur Zementierung ihrer Diskurshegemonie geebnet.

Das Ergebnis ist eine beispiellose Linksverschiebung des politischen Spektrums in Deutschland, das die etablierten Parteien, orchestriert von Zwangsgebührenmedien, Mainstream-Presse und staatlich gepöppelten «zivilgesellschaftlichen» Organisationen, einander in den wesentlichen Fragen – EU und



«Diktaturverdächtige Anmassung»: Merkel.

Euro, Einwanderung, Energiewende – bis zur Ununterscheidbarkeit angenähert hat.

Bei Bürgern, die die DDR noch erlebt haben, weckt das fatale Erinnerungen an die Blockparteien-Einheitsfront. Kaum verwunderlich also, dass die Bereitschaft, eine Alternative zu wählen, im Osten der Republik noch grösser ist als im Westen.

Die AfD ist vielfach mit Positionen erfolgreich, welche die Etablierten selbst erst vor kurzem aufgegeben haben. Zur Rechtfertigung der Ausgrenzung ihrer Wähler und Abgeordneten wird sie stereotyp als «faschistisch» und ihre Politiker als «Nazi» diffamiert.

Die Ausgrenzung der AfD ist undemokratisch und auf Dauer nicht durchzuhalten.

Das ist nicht nur eine groteske Verharmlosung der furchtbaren NS-Diktatur. Es vergiftet das politische Klima und spaltet die Gesellschaft.

Die eigene Herrschaft für allein demokratisch zu erklären und jeden Nichtlinientreuen zum «Faschisten» zu stempeln, ist stalinistische Kampfrhetorik. Ein Zeichen dafür, wie weit es der Linken bereits gelungen ist, den antitotalitären Konsens der alten Bundesrepublik durch die «antifaschistische» Ideologie

der DDR-Diktatur zu verdrängen.

Die politischen Sitten sind darüber verwildert. Die Kanzlerin erklärt eine korrekte demokratische Wahl als «unverzeihlich» und fordert, sie «rückgängig» zu machen – eine diktaturverdächtige Anmassung. Um den Rücktritt des untadeligen FDP-Mannes zu erzwingen, nur weil der mit den «falschen» Stimmen gewählt sei, erpresst sie dessen Partei mit der Drohung, sie aus allen Koalitionen auf Landesebene zu werfen – als wären die sie tragenden Abgeordneten ihre Marionetten.

Erster Schritt zur Normalisierung

Linker Strassenterror, der sich über Nacht nunmehr auch gegen die FDP richtet, tat ein Übriges, um Kemmerich einzuschüchtern. Wer ihm vorschnell gratuliert hat, muss nach Art kommunistischer «Selbstkritik»-Rituale demütig widerrufen oder wird gefeuert wie der aus Thüringen stammende Ostbeauftragte der Bundesregierung Christian Hirte.

Damit nicht genug: Ein von der Verfassung nicht vorgesehener Koalitionsausschuss von Parteifunktionären masst sich wie ein Politbüro an, Wahlen anzuberaumen und das Wahlverhalten vorzugeben.

Wer die «Demokratieverächter» sind, liegt also auf der Hand: alle, die Gesinnung und «Haltung» über die Respektierung rechtsstaatlicher und demokratischer Regeln stellen. Vorneweg ein linker Ex-Ministerpräsident, der seine Abwahl geschichtsklitternd mit der NS-Machtergreifung vergleicht. Linksextreme Schlägertruppen, die sich als Kämpfer «gegen rechts» zum Terror gegen alles Bürgerliche ermächtigt sehen. Und natürlich die Kanzlerin, die Rechtsstaat und Parlamentarismus beschädigt, die Wahlen, Föderalismus und die Freiheit des Abgeordnetenmandats selbstherrlich missachtet, um einen Sozialisten an der Macht und die bürgerliche Konkurrenz von ihr fernzuhalten.

Ernsthaft bedroht ist die deutsche Demokratie dennoch erst, wenn sie damit durchkommen. Die Ausgrenzung der AfD – in Thüringen stellt sie die zweitstärkste Fraktion, im Bundestag ist sie Oppositionsführer – ist undemokratisch und auf Dauer nicht durchzuhalten, das liegt jetzt offen zutage. Der Rücktritt der CDU-Vorsitzenden von Merkels Gnaden, die diese Ausgrenzung nicht durchsetzen kann, ist ein erster Schritt zur Normalisierung. Der überfällige Abgang einer quasidiktatorisch agierenden Kanzlerin muss zwingend folgen. Die Ereignisse in Thüringen markieren den Anfang vom Ende des Systems Merkel.



Alice Weidel ist Fraktionsvorsitzende der AfD im Deutschen Bundestag.



Ausland

Nach dem Scheitern des **Amtsenthbungs-verfahrens** entlässt Donald Trump Zeugen, die gegen ihn ausgesagt haben, darunter den US-Botschafter der EU sowie den Ukraine-Experten des nationalen Sicherheitsrates. Der Arzt **Li Wenliang**, 33, der als Erster in China vor dem Coronavirus gewarnt hatte, ist an der neuen Infektionskrankheit gestorben.

Rücktritte. Im deutschen Thüringen wird der FDP-Politiker **Thomas Kemmerich** mit Hilfe der AfD zum Ministerpräsidenten gewählt, er gibt unter Druck das Amt wieder ab. CDU-Chefin **Annegret Kramp-Karrenbauer** erklärt, dass sie auf eine Kanzlerkandidatur verzichtet und das Parteipräsidium in absehbarer Zeit zur Verfügung stellen wird.

In Los Angeles werden die **Oscars** verliehen, auf dem roten Teppich tragen Frauen dieses Jahr kämpferische Capes. Die Auszeichnung für die beste weibliche Hauptrolle geht an **Renée Zellweger** für ihre Darstellung des «Zauberer von Oz»-Stars **Judy Garland**.

Georg Gänswein ist nicht mehr Diener zweier Päpste: Der Vatikan hat den 63-Jährigen auf unbestimmte Zeit als Protokollchef des amtierenden Papstes Franziskus beurlaubt. Victoria Beckhams neue 180 Pfund teure **Anti-Aging-Creme** soll beinahe identisch sein mit Niveas 10-Pfund-Version.

Talita Maia, eine frühere Freundin der **Hauptanklägerin im Weinstein-Fall**, sagt zugunsten des ehemaligen Filmmoguls aus: **Jessica Mann**, die Weinstein der Vergewaltigung anklagt, habe eine innige Beziehung mit diesem geführt. Mann habe Weinstein «**mein Seelenverwandter**» genannt.

Twitter erzielt erstmals in einem Quartal mehr als eine Milliarde Umsatz. Gemäss einer neuen Studie sind in den USA mehr als **1,5 Millionen Schüler obdachlos** und leben in Autos, verlassen Häusern oder bei Freunden. In Thailand läuft ein 32-jähriger Soldat Amok und erschiesst knapp über zwanzig Menschen.

Hollywoodstar **Kirk Douglas**, dessen berühmteste Rolle die des Sklavenanführers **Spartacus** war, stirbt im Alter von 103 Jahren. Forscher der britischen Universität East Anglia haben herausgefunden, dass einer von acht Krebsfällen von einem Virus ausgelöst und durch eine Impfung verhindert werden könnte. **Kassim al-Raimi**, einer der meistgesuchten **Terroristenführer**, ist im Jemen getötet worden.

Ein britischer Expertenbericht schlägt vor, eine Lohnuntergrenze von 60 000 Franken für Einwanderer einzuführen. Der schwedische **Stabhochspringer Armand Duplantis** verbessert den Weltrekord auf 6,17 Meter. Zum ersten Mal seit 46 Jahren sieht das Haushaltsbudget Portugals einen **leichten Überschuss** vor.

Sängerin **Taylor Swift** verlässt Sony und schliesst einen neuen Megadeal mit Universal Music. Ein nach der Autorin **Carol Shields** benannter Literaturpreis in der Höhe von 100 000 Dollar soll neu **ausschliesslich weiblichen Schriftstellerinnen** verliehen werden.

Inland

Sturmtief «**Sabine**» erreicht die Schweiz und sorgt für Zugverspätungen und Windschäden, in Deutschland wird das rheinische Bundesliga-Derby zwischen Gladbach und Köln wegen «**Sabine**» abgesagt. In Zürich stirbt der **Operndirigent Nello Santi**.

Eine Mehrheit von 63,1 Prozent der Schweizer Bevölkerung ist für eine **Erweiterung der Antirassismus-Strafnorm**: Neu wird auch Homophobie unter Strafe gestellt. Die Initiative «**Mehr bezahlbare Wohnungen**» scheitert mit 57,1 Prozent Neinstimmen deutlich. Probleme mit **zu hohen Mieten** müssten «**regional**» angegangen werden, so Volkswirtschaftsminister **Guy Parmelin**.

In Kreuzlingen TG werden ein Vater und seine Tochter von drei **Asylbewerbern** bedroht: «**Sie hielten mir eine Pistole ans Kinn.**» Zuvor hatten sie das fünfzehnjährige Mädchen sexuell bedrängt. Justizministerin **Karin Keller-Sutter** (FDP) kündigt an, unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aus Griechenland aufnehmen zu wollen.

CEO **Tidjane Thiam** muss nach der Beschattungsaffäre die Credit Suisse verlassen, entscheidet der Verwaltungsrat. In Garmisch gewinnt die Skirennläuferin **Corinne Suter** den Super-G. Nach **Grossbrand** ruft der Gemeinderat von Bauma ZH zu Spenden auf.

Das Bundesamt für Statistik gibt die neuesten **Zahlen zur Sozialhilfe** in der Schweiz bekannt: Die höchsten Ausgaben fallen im Kanton Basel-Stadt mit 736 Franken pro Einwohner an, gefolgt von Genf mit 650 Franken und Neuenburg mit 577 Franken. Die tiefsten Sozialausgaben verzeichnet Appenzell Innerrhoden mit 46 Franken pro Kopf. Der schweizerische Durchschnitt liegt bei 331 Franken. **Rapper Bligg** wird zum zweiten Mal Vater.

Bei einem Sesselliftunglück am Fronalpstock SZ werden vier Personen teilweise schwer verletzt. Klimaaktivisten sind empört: Online-Shops verkaufen **Greta-Thunberg-Perücken** für die Fasnacht. Der im Kanton Zug ansässige Rohstoffkonzern **Glencore** fördert 2019 mehr Kohle und Öl als im Vorjahr – die Aktie legt kräftig zu. **Peter Keller**



Gunst Gottes: TV-Predigerin White.



Das Kind in ihm: Musiker Maffay.

Gewinner und Verlierer

Liebe, Hymen, Rockzipfel

Von Michael Bahnerth — Die Trump-Flüsterin Paula White und der Spätpubertierer Peter Maffay im Hoch, die Jungfrau Amanda und der windsorsche Patient Harry im Tief.

Gewinner

Es geht um Gott und Satan, Donald Trump und Paula White, 53, die in Florida TV-Predigerin ist und seit letztem November als religiöse Beraterin dem engeren Kreis des Präsidenten angehört. Offenbar flüstert sie Trump gelegentlich zu, wie göttlich er sei, weil nicht all die nach ein wenig Wohlstand lechzenden und später verarschten Wähler Trump zum Präsidenten gemacht haben, sondern die kluge Vorsehung Gottes. Natürlich predigt White ein Wohlstandsevangelium, das Erfolg, der Besitz von Unmengen von Geld als Beweis für die Existenz und die Gunst Gottes interpretiert. Das heisst, es gibt keinen Gott für notorische Verlierer und lebenslänglich Arme. Das erklärt vielleicht die Selbstherrlichkeit und das Selbstverständnis Trumps, der ja regiert wie ein Gott ohne Güte, wenn man an ihm zweifelt. Offenbar geraten der Gott des Weissen Hauses und seine Beraterin gerade in eine Art religiösen Rausch. Trump verdammt per Twitter alles, was nicht republikanisch ist, als Blasphemie, und White forderte unlängst im Namen Jesu auf, dass die göttlichen Himmelskräfte alle «satanischen Schwangerschaften», also wohl alle unehelichen, alle afroamerikanischen sowie sämtliche von demokratisch wählenden US-Bürgern, mit Fehlgeburten bestrafen sollen. Gelegentlich hat man den Eindruck, dass die gefährlichen Extremisten nicht, wie geopolitisch verortet, im Osten zwischen Syrien und dem Iran liegen, sondern wohlbehütet im Olymp Washingtons.

Seit fünfzig Jahren steht der in Rumänien geborene Peter Maffay, 70, auf der Bühne. Grosse Geschichte, grosse Jubiläumstour. Maffay («Über sieben Brücken musst du geh'n», «Ich

wollte nie erwachsen sein» und so weiter) gilt als deutschsprachiger Bluesrock-Musiker, der Sehnsüchte und Romantik all jener bedient, denen Udo Lindenberg zu intellektuell, Howard Carpendale zu schmusig und Roland Kaiser zu pomadig ist. Jetzt, wo Maffays Tage kürzer werden und die Dunkelheit immer mehr, wird er auch nicht wirklich heller. Sein lebenslanger Kampf gegen das Absterben des Kindes in ihm hat ihm zugesetzt. Er sang sogar von dieser Schlacht, die erst mit dem Tod zu Ende sein wird: «Ich wollte nie erwachsen sein. Hab mich immer zur Wehr gesetzt.» Kind zu sein, ist natürlich eine tolle Sache, keine Verantwortung, keine Ahnung vom Sterben, und überall kleine Wunder. Es scheint im Falle Maffays auch so zu sein, dass, in einer Art komplexer Subjekt-Objekt-Spaltung, je älter er wird, desto jünger das Kind in ihm zu werden scheint. Anders ist der Satz «Alles beginnt mit Liebe, und alles hört mit Liebe auf» ja nicht zu verste-



Kauf mich: Shopperin Amanda.

hen. Der siebzigjährige Maffay glaubt das auch mit jener Intensität, mit der ein Kind an den Weihnachtsmann glaubt. Altern, das wird immer deutlicher, ist die schwerste Sache der Welt.

Verlierer

Da ist man jung, volljährig, heisst Amanda, kommt aus dem Kanton Aargau und möchte teilnehmen an den käuflichen Verlockungen dieser Welt. All dieses existenzielle Bling-Bling, Handy, Turnschuhe von Goose, Paris, London, New York, Victoria's Secret, einmal im Monat Botox für 200 Stutz und Handtaschen von Mandarin Duck. Nach zwei Jahren ist Amanda zwanzig und pleite, «tschüss Leben» und so, zwei Jahre mit den Flügelchen geflattert und dann Bruchlandung. Ist aber heute offenbar auch nicht mehr so das ganz grosse Problem, wenn eine junge Frau ein wenig gut aussieht und noch jungfräulich ist wie Amanda. Der Vorteil des Kapitalismus ist, dass man alles verkaufen kann, ganz gut auch das Jungfernhütchen. Das geht so einfach wie Ebay und heisst Cinderella Escorts. Ein Bildchen rein genügt, dann warten, vom grossen Geld träumen und eine Nacht mit einem Hymen-Käufer verbringen, coole Win-win-Situation, wie Amanda findet, dann shoppen bis zur Bewusstlosigkeit. Der aktuelle Preis für eine Entjungferung liegt zwischen 100 000 und einer Million Franken.

Da geht Prinz Harry, 35, weg vom Buckingham-Palast, weg von England, weg von der Familie, sagt dem Prinzen-Dasein adieu und hält sich fest am Rockzipfel seiner Frau, damit er noch ein wenig Halt hat und nicht auseinanderfällt. Eröffnet demnächst für zwei Millionen Dollar einen Supermarkt, redet hier ein bisschen und da auch, wie das ausgediente alte Staatsmänner für eine grosse Handvoll Dollar tun. Dazwischen geht er jetzt in eine Haarklinik, um seinen typischen Windsor-Haarausfall zu bekämpfen. Das ist keine gute Idee, muss man sagen. Weil nur Glatzköpfigen ist es vorbehalten, selbst kein eigenes Haar in der Suppe zu finden. Sein Bruder William ist der beste Beweis dafür.



Kein Haar in der Suppe: Ex-Prinz Harry.

Des Teufels Advokatin

Von *Beatrice Schlag* — Wie verteidigt man Harvey Weinstein? Seine Anwältin Donna Rotunno, die sich als «ultimative Feministin» bezeichnet, weiss es. Und macht sich zum neuen Feindbild der #MeToo-Bewegung.

Es ist ein ziemlich eindrücklicher Anblick, wenn Harvey Weinstein und seine Anwältin Donna Rotunno jeweils zur Strafverhandlung einlaufen, die am vergangenen 6. Januar in New York begann. Vorneweg schreitet, sorgfältig frisiert, in Designerkleidern und stets auf hohen Absätzen, die grossgewachsene Anwältin. Zwei Schritte hinter ihr folgt der sichtlich abgemagerte Hollywoodmogul, bis vor zwei Jahren ein übergewichtiger Hüne, der sich heute, tief gebeugt über seinen Rollator, nur mühsam vorwärtszukämpfen scheint.

Kein Drink zu viel

Das Bild ist sorgfältig inszeniert. Nachdem Weinstein bereits zwei Verteidigerteams gefeuert hatte, entschied er sich bewusst für Donna Rotunno als Chefanwältin. «Er wollte eine Frau», erzählte die 44-Jährige der Presse unbefangen. «Es ergibt einfach eine andere Optik, wenn eine Frau mit ihm auftritt.» Ausserdem könne sie als Frau Anklägerinnen sehr viel härter befragen als ein Mann, ohne dass

Von den 41 Fällen, die vor Gericht ausgehandelt wurden, verlor sie nur einen einzigen.

man sie als rüpelhaft empfinde. «Auch sehr gute Anwälte kommen bei Kreuzverhören viel schlechter weg als ich, wenn sie Anklägerinnen mit der gleichen Giftigkeit befragen wie ich. Sie werden als rüde wahrgenommen. Bei mir zucken die Richter nicht mit der Wimper.» Der *New York Times* sagte sie: «Die Geschworenen sehen bei den Gesprächen zwischen mir und der Anklägerin einfach zwei Frauen, die miteinander reden.»

Die #MeToo-Gemeinde war aufgeschreckt. Rotunno glaubte sexuell belästigten Frauen nicht? Sie zweifelte Aussagen von Weinstein-Opfern an, von denen es etwa hundert gibt? Rotunno genoss den Aufruhr. Sie gab, für Verteidiger selten, nach rechts und links Interviews und provozierte mit Aussagen wie «Ich bin die ultimative Feministin». Oder damit, dass sie nie sexuell belästigt worden sei, «weil ich mich nie in Situationen begeben habe, in denen ich verletztlich war». Kein Drink zu viel. Keine Einladungen in Wohnungen neuer Bekanntschaften. Frauen fragten wütend, ob sie denke, andere Frauen hätten sich bewusst in «Situationen» begeben. «Absolut nicht», sagte sie, «aber wir haben Vorsichtsmassnahmen zu treffen.»



Geschäft mit dem Dilemma: Anwältin Donna Rotunno.

Das ist eine der entscheidenden Fragen zu Rotunnos Argumentation: Muss eine Frau Vorsichtsmassnahmen treffen, wenn ein Mann sie zu sich einlädt, weil sie riskiert, sexuell belästigt zu werden? Ja, suggeriert Rotunno. Nein, sagt #MeToo, weil der Wille der Person, die an Sex nicht interessiert ist, unbedingt zu respektieren ist. Der Punkt ist, dass die Justiz sozialen Entwicklungen immer nachhinkt. Solange die Mehrheit denkt, eine Frau sei eine Schlampe, wenn sie gegen ihren Willen mit einem einflussreichen Mann wie Weinstein schläft, weil er eine Karriere in Aussicht stellt, gibt es zur Anklage wegen sexueller Belästigung keine objektiven Kriterien.

«Schlechte Entscheidungen»

Dafür, was zwischen den beiden passierte, aufgrund von Versprechen oder gegen den geäusserten Willen der Frau, gibt es keine Zeugen. Und wenn eine Frau Harvey Weinstein danach eine freundliche E-Mail schreibt, wirkt sie in Rotunnos Augen einzig berechnend. Dass sie sich durch Weinsteins Benehmen gedemütigt fühlt und trotzdem weiter auf eine von ihm geförderte Filmkarriere hofft, entspricht nicht dem, was die Anwältin unter weiblicher Verantwortung versteht. Verantwortung. Frauen, sagt sie, müssen sich für das eine oder das andere entscheiden. Als sei Widersprüchlichkeit nicht etwas, womit Frauen jeden Tag im Clinch liegen.

Dieses Dilemma ist Donna Rotunnos Geschäft. Die Anwältin, in Chicago aufgewachsen, Tochter einer Lehrerin und eines Gemüsehändlers, spezialisierte sich kurz nach Abschluss des Jurastudiums auf ein Feld, in dem sich wenige Anwältinnen finden: die Verteidigung von Männern, die wegen sexueller Vergehen – von Belästigungen über Missbrauch bis zu Vergewaltigung – angeklagt wurden. Sie war ungewöhnlich erfolgreich. Von den 41 Fällen, die nicht mit einem Vergleich geregelt, sondern vor Gericht ausgehandelt wurden, verlor sie nur einen einzigen. Er verfolgt sie bis heute.

Es war der Fall des damals neunzehnjährigen Demarco Whitley, der angeschuldigt wurde, eine Fünfzehnjährige vergewaltigt zu haben. Sein mitangeklagter Cousin starb vor der Verhandlung bei einem Autounfall. Rotunno war überzeugt, Whitley sei nur ein Mitläufer gewesen, und entschuldigte sich bei der jungen Frau, deren Aussagen «nicht sehr gut» gewesen seien, für das brutale Kreuzverhör. Whitley erhielt sechzehn Jahre Gefängnis. «Leute, die auf der Strasse jemanden erschiessen, kommen meist mit mildereren Strafen weg», sagte Rotunno.

Zu ihrem bisher prominentesten Klienten Harvey Weinstein sagte die Anwältin dem TV-Sender ITV: «Ich glaube nicht, dass er ein Vergewaltiger ist. Hat er schlechte Entscheidungen getroffen? Ja. Hat er seine Frau betrogen? Ja.

Hat er moralisch verwerfliche Telefonate geführt? Ja. Aber das macht ihn alles nicht zu einem Vergewaltiger. Wenn wir anfangen, Leute zu verurteilen, weil wir denken, sie seien *bad guys*, oder weil sie schlechte Entscheidungen trafen, sind wir alle schlecht dran.» Ihre Erfahrung: 20 Prozent der angeschuldigten Männer sind tatsächlich schuldig, 20 Prozent unschuldig – der Rest ist unerklärliche Grauzone.

Es folgt Rotunnos altes Mantra: Jeder Angeklagte hat Anrecht auf einen fairen Prozess. Und bevor er verurteilt ist, hat er Anrecht auf die Unschuldsvermutung. Richtig. Aber was, wenn bei Anklagen wegen sexueller Übergriffe Aussage gegen Aussage steht und keine Beweise wie Samenspuren zu finden sind? Lügt dann die Frau, weil der Mann mächtig und wie Weinstein in der Lage ist, ihr die Karriere zu verschaffen, auf die sie seit Jahren hofft? Ist die Klägerin unglaubwürdig, weil sie sich bei den Aussagen

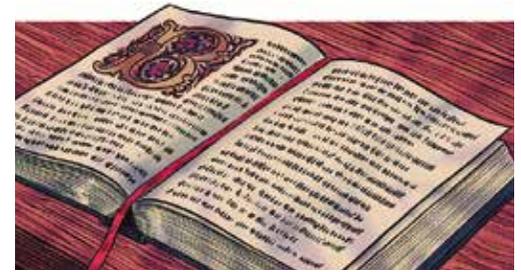
Lügt die Frau, weil der Mann mächtig und in der Lage ist, ihr eine Karriere zu verschaffen?

in Widersprüche verstrickt oder nicht einmal sicher ist, in welchem Jahr die erzwungene sexuelle Belästigung, die Vergewaltigung oder der Versuch dazu stattfand? Manche Studien sagen, dass Frauen nach sexuellen Übergriffen und vor allem nach Vergewaltigungen sehr lückenhafte Erinnerungen haben. Männer lachen das gerne weg. «Sehr praktisch», sagen sie. Auch mit vertrauten Männerfreunden ist es über-

»» Fortsetzung auf Seite 16



Ende einer Ära: Harvey Weinstein.



Die Bibel

Der Auftrag

Von Peter Ruch

Und er bestimmte zwölf, die er auch Apostel nannte, die mit ihm sein sollten und die er aussenden wollte, zu verkündigen und mit Vollmacht die Dämonen auszutreiben (Markus 3,14f.). Diese Bibelstelle kann man nicht hoch genug einschätzen. Das griechische Verb *poiein*, hier mit «bestimmen» übersetzt, hat viele Facetten, von «machen» über «schaffen» bis zu «wählen». Jesus macht die Beauftragten fähig zu ihrem Dienst. Das gilt gleichermassen für die Kirche, die in der Nachfolge der Apostel steht. Was sie zu tun hat, ist dies: Verkündigen und Dämonen austreiben, wie es genau heisst. Dämonen repräsentieren das Unheimliche in der Welt, das die Menschen mit Ängsten und Zwängen belegt. Sie sind Gespenster, die man nicht überschätzen sollte. Durch die Verkündigung der Herrschaft Gottes werden sie hinausgeworfen. Mit der Verkündigung ergeben sich unzählige Formen der Zuwendung zu den Menschen. Aber alles muss vom Zentrum her motiviert sein.

Die Klarheit des Auftrags ist für die Kirche in der Krise entscheidend. Und sie ist schwierig wegen der Versuchung, sich auf Nebenschauplätzen zu inszenieren. Es fällt auf, dass unter Pfarrern zunehmend Burnouts auftreten, obgleich die Pflichtenhefte dünner sind als vor dreissig Jahren. Ist der Auftrag unklar und die Kirchenführung schwach, dann sind die Pfarrpersonen zentrifugalen Kräften ausgesetzt, die sie zermürben. Auf reformierter Seite ist es beunruhigend, wie viele Gottesdienste annulliert oder auf Kinderebene gehalten werden. Bei den Katholiken scheint die Auftragsstreue stabiler zu sein. Die Bemühungen der Kirche, durch trendige Akzente Beachtung zu erheischen, können kaum gelingen. Ihre oberste Pflicht bleibt, sich über den Auftrag Klarheit zu verschaffen und sich dann der zeitgemässen Erfüllung hinzugeben. Fehler dürfen passieren. Aber die Richtung muss stimmen. Die Auftragsstreue ist eine Überlebensfrage für die Kirche – und letztlich für alles. Auch Wirtschaft und Staat, Familie und Schule zersetzen sich, wenn ihr Auftrag unklar ist und alles beliebig wird.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

raschend schwierig, über #MeToo zu reden. Sie werden so unwirsch, als habe man ihnen etwas weggenommen.

Mehr Eigenverantwortung

Es geht nicht darum, dass Frauen nicht lügen. Sie lügen manchmal und manchmal nicht, genau wie Männer. Manchmal nahmen sie den Sex mit dem Mann in Kauf, der einen winzigen und seltsam runzligen Penis haben soll, wie eine Anklägerin über Weinstein aussagte. Manchmal waren sie schockiert, wenn er zur angekündigten Besprechung im Hotelzimmer nackt vor ihnen stand und masturbierte. Donna Rotunno will dann jeweils ganz genau wissen, warum sie nicht kehrtmachten, ihn beschimpften oder die Polizei riefen. Was würden denn Männer machen, wenn der Chef, von dessen Goodwill ihre Karriere abhängt, nackt in ihrem Hotelzimmer auftauchen würde? Man weiss es nicht, weil es wenig offen schwule Chefs gibt, bei denen das überhaupt denkbar wäre. Aber erstaunlicherweise wissen die Männer immer sehr genau, was die Frauen hätten tun sollen: raus, Polizei, die Karriere in den Wind schiessen. Ähnlich wie das auch Rotunno sieht, die mehr Eigenverantwortung für Frauen fordert. Eigenverantwortung wofür? Für die heruntergelassenen männlichen Hosen?

In Wirklichkeit geht es darum, dass #MeToo Veränderungen ankickte, welche die Justiz überfordern. Wenn Rotunno ihren Klienten Harvey Weinstein vor dem Gefängnis bewahren kann, wird die #MeToo-Bewegung aufschreien. An die hundert Frauen – darunter sind prominente Namen wie Uma Thurman und Rosanna Arquette – haben Weinstein zumindest wegen sexueller Belästigung angeschuldigt. Die eine oder andere Klägerin erinnert sich nicht, ob der erzwungene Sex mit eintausend Dollar abgegolten wurde, manchmal freiwillig, manchmal als unverhohlene Erpressung. Da ist Donna Rotunnos Misstrauen durchaus angebracht.

Rotunnos Prophezeiung

Aber eigentlich ist eine Ära vorbei. Unter den prominenten Männern, die bisher vor allem in der Film- und Medienwelt der USA wegen sexueller Übergriffe ihre Jobs verloren, war keiner unter vierzig. Dass Frauen Chefeigentum sind, wenn sie sich eine Karriere erhoffen, ist vorbei. Selbst wenn Harvey Weinstein dank Rotunnos akribischen Recherchen freigesprochen wird – was nicht ausgeschlossen ist –, belästigt er keine Frau mehr, die bei Sinnen ist. Die Empörung von #MeToo hält im Internet vermutlich ein paar Tage an. Offen ist, ob Donna Rotunnos eigene Prophezeiung, ihr Leben lang als Weinsteins Anwältin in Erinnerung zu bleiben, eine Empfehlung bleiben wird.

Personenkontrolle

Parmelin, Gartenmann, Gössi, Renz, Birrer, Rutishauser, Schmidt, Giezendanner, Hartmann, Sommaruga, Biden, Moore, Gingrich

Guy Parmelin, Kommunikator, ist unter die Blogger gegangen. «Der direkte Draht» heisst der Ende Januar gestartete Blog des SVP-Bundesrats, in dem er den Bürgern zeigen möchte, was er als Departementsvorsteher so alles macht. Im ersten Eintrag erfährt man, dass Parmelin enorme Lasten schultert, da er für viele verschiedene Themen zuständig ist, die in anderen Ländern teils «von einer ganzen Schar von Ministerinnen bzw. Ministern» betreut werden. In seinem zweiten und bisher letzten Eintrag empfiehlt er als «Minister für Wohnungswesen», die Wohnungsinitiative abzulehnen, was Volk und Stände in der Zwischenzeit befolgt haben. «Die Politik ist stets ein Hochseilakt, und ich bin mir bewusst, dass ich auch ein Risiko eingehe, wenn ich mich so direkt und ohne Mittelsperson an Sie wende», sinniert Parmelin in seinem Blog. Keine Bange, möchte man ihm zurufen: Wenn es so weitergeht, hält sich das Risiko in Grenzen. (fon)

Werner Gartenmann, Florettfechter, hebt die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) zurück aufs Parkett. Wie die *Weltwoche* erfahren hat, wird der Auns-Geschäftsführer am Donnerstag eine Kampagne für die Begrenzungsinitiative lancieren – unabhängig von der SVP. Es handelt sich gemäss Angaben aus dem Umfeld der Organisation um eine Charmeoffensive, die sich an Beschäftigte über fünfzig, Naturfreunde sowie an ein jüngeres und städtisches Publikum richtet. Ein Schwerpunkt liegt in den sozialen Medien. Thematisiert werden auf elegante und moderne Art die Gefahren, die von der Personenfreizügigkeit ausgehen: für die Löhne, die Mieten und die Natur. Mit dieser Botschaft will die Auns auch eine Frischzellenkur bei den Mitgliedern auslösen. (fsc)

Petra Gössi, Ungeduldssengel, beweist wenig Nervenstärke. Der Bundesrat müsse den Sozialpartnern Beine machen, verkündete die FDP-Präsidentin gegenüber dem *Blick*. Spätestens im April müssten diese ihren Vorschlag präsentieren. Gemeint sind Lösungen, die den Weg weisen, wie man Lohnschutz und Rahmenabkommen unter einen Hut bringen kann. Seit Monaten führen die Sozialpartner diesbezüglich Gespräche, ohne dass etwas



«Minister für Wohnungswesen»: Parmelin.



Schluss mit Wischiwaschi: Ressortleiterin Birrer.



Fernbeziehung: Literat Hartmann.

darüber nach aussen drang. Gössi wird langsam nervös, weil die EU der Schweiz nach der Abstimmung über die SVP-Initiative für eine massvolle Zuwanderung neun Tage Zeit gibt, um entsprechende Vorschläge vorzulegen. Dass die EU die Schweiz wegen des Rahmenabkommens unter Druck zu setzen versucht, überrascht nicht. Dass die FDP-Präsidentin sich davon aufscheuchen lässt, dagegen schon. Wenigstens könnte man ja so tun, als lasse man sich von der EU nicht erpressen. (hmo)

Fabian Renz, Inlandchef des *Tages-Anzeigers*, hat keine Lust mehr auf Demokratie. Zusammen mit Co-Chefin *Raphaëla Birrer* beerdigt er darum ein heiliges Prinzip des Blatts. Wenn bei einer Abstimmungsvorlage mindestens ein Drittel der Redaktion eine Minderheitsposition vertrat, wurde die Vorlage kontradiktorisch abgehandelt. Damit soll nun Schluss sein, teilten Renz und Birrer intern mit. Als Beispiel führt das Duo das Rahmenabkommen an. Selbst wenn gegen die Hälfte der Redaktion dagegen sei, werde es eine «ausschliesslich befürwortende Kommentierung» geben.



«Hundegesichtige Ponsysoldaten»: Kandidat Biden.



Besser so tun als ob: FDP-Präsidentin Gössi.

Denn die Inlandredaktion müsse «in einer so zentralen Frage Orientierung stiften und keinen Wischiwaschi-Kurs fahren». Den Plänen von Renz und Birrer könnte allerdings der weniger ideologische Ober-Chefredaktor **Arthur Rutishauser** entgegenstehen. Er liess durchblicken, dass er die kontradiktorische Abhandlung bei Abstimmungen auch per Anordnung durchsetzen könnte. (kwz)

Roberto Schmidt, Aktivist, hat grosse Pläne. Der Walliser Staatsrat und frühere CSP-Nationalrat aus Leuk ist seit kurzem auch Präsident der Regierungskonferenz der Gebirgskantone. Dem *Walliser Boten* verriet er nun die Absicht, das Präsidium für einen «Aktionsplan Berggebiet» zu nutzen: «Der Wohn- und Arbeitsort Alpen braucht eine Perspektive.» Unter anderem schwebt ihm eine Dezentralisierung der Bundesverwaltung vor. Mit seinen Aktionen ist das aber so eine Sache: Sie tönen meistens besser, als sie sind. Seinen letzten grossen Coup landete der Walliser 2011 als Parlamentarier mit einer Motion zum Ausstieg aus der Kernenergie. Daran und an der daraus

folgenden grossflächigen Subventionierung von erneuerbaren Energien kauen jedenfalls heute noch in Bern alle herum – Parlament, Verwaltung und Stromwirtschaft. (hmo)

Ulrich Giezendanner, Weltreisender, geniesst den Rücktritt von der Politik. In den vergangenen Monaten war der langjährige SVP-Nationalrat und Verkehrsspezialist mit einem Kreuzfahrtschiff in der Karibik und im Pazifik unterwegs, durchquerte den Panamakanal, ging in Kolumbien, Peru und Brasilien und so weiter auf Sightseeing. Vergangene Woche war er kurz auf «Heimurlaub», um dort anzukündigen, dass er diese Woche wieder abhebt, diesmal in eine andere Richtung. «Giezi», wie ihn alle nennen, ist jetzt nämlich auf den Geschmack gekommen und will auch in Asien auf Tour gehen, Vietnam, Kambodscha und noch ein paar andere Länder besuchen – bevor er dann definitiv ins «beste Land der Welt» zurückkehrt, um sich dort künftig der Restaurierung alter Lastwagen zu widmen. (hmo)

Lukas Hartmann, Altersstipendiat, hat laut *Blick online* von der Stiftung Landis & Gyr einen Anerkennungspreis für sein Lebenswerk erhalten. Nun zieht der Ehegatte von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) für ein halbes Jahr nach London, wo er kostenlos ein Haus beziehen darf sowie die Kosten für Reisen und Lebenshaltung bezahlt bekommt. Die Bundespräsidentin machte höchstselbst auf Instagram und Twitter bekannt, dass ihre bisherige Fernbeziehung zum Schriftsteller noch 700 Kilometer ferner wird. Bemerkenswert am Beispiel des 75-jährigen Lukas Hartmann ist, dass nicht nur bedürftige Nachwuchskünstler, sondern auch arrivierte, gutbetuchte Senioren und Bundesratsgatten Kulturpreise erwarten dürfen. Getreu Matthäus 25, 29: «Dem wer da hat, dem wird gegeben werden.» (mü)

Joe Biden, Wortakrobat, befindet sich seit der Ouvertüre der Vorwahlen in Iowa in einem Rückzugsgefecht bei der Nomination der Demokraten für die US-Präsidentschaft. Das bekam **Madison Moore** zu spüren, eine 21-jährige Studentin. An einem Anlass konfrontierte sie Biden mit dessen schlechtem Abschneiden in Iowa, wo er auf dem enttäuschenden vierten Platz landete. Biden ging zum Angriff über und fragte die junge Frau, ob sie überhaupt schon einmal an einer Vorwahlveranstaltung (*caucus*) zugegen gewesen sei. Moore bejahte mit zittriger Stimme, worauf Biden sie einen «lügenden hundegesichtigen Ponsysoldaten» nannte («*lying dog-faced pony soldier*»). Laut Biden ist der Ausdruck aus einem alten John-Wayne-Streifen entlehnt, was allerdings Kenner dieses Filmgenres glaubhaft bezweifeln. So oder so: Der republikanische Altmeister **Newt Gingrich** hält trocken fest, Bidens Wortkreation sei «eine ziemlich gemeine Bezeichnung für eine junge Frau». (fsc)

Nachruf



«Das strübschte Meitschi»: Radio-Legende Schnell.

Elisabeth Schnell (1930–2020) — Es gibt Dinge, die vergisst man nie. Dazu gehört ihre Stimme: klar, melodisch, bestens ausgebildet. Elisabeth Schnell sprach ein *Züritüütsch*, das selbst für Basler schön klang. Als sie am 21. Januar 2020 – einen Tag vor ihrem 90. Geburtstag – ins «Zunftthaus zur Schmiden» in Zürich lud, sagte sie fröhlich: «Ich bin gerührt, dass ihr alle wegen mir gekommen seid.» Der feierliche Empfang fand am symbolträchtigen Ort statt. Hier war Elisabeth Schnell als einzige Tochter des Wirtepaars aufgewachsen, hier war sie durch die Säle getobt, von hier ging sie den kurzen Weg zur Primarschule Hirschengraben. Bevor Schnell in den 1950er Jahren bei Radio Beromünster für einen Stundenlohn von fünf Franken ihre Premiere als Ansagerin gab, hatte sie die Handelsschule absolviert und die Schauspielschule besucht. Ihr Talent machte sie zur gefragten Darstellerin. Wenn sie von ihrer Rolle in «Uli der Knecht» (1954) erzählte, lachte sie herzlich. Sie habe nicht das liebe Vreneli gespielt, sondern das Annelisi, das «strübschte Meitschi vom Dorf».

Ihre Laufbahn spiegelt die Zeitgeschichte. Schnell war es, die am Tag der Ermordung von John F. Kennedy Sprechdienst hatte. Sie kreierte Sendungen wie «Kafichränzli», «Espresso» und «Im Auto durch die Schweiz». Und sie erfand mit dem «Nachtexpress» ein Format, das im vergangenen Sommer das Fünfzig-Jahr-Jubiläum feierte.

An ihrem Zweitwohnsitz in Lauenen im Berner Oberland genoss Schnell mit ihrer ewigen Freundin Ursula Stacher und deren Hund bis zuletzt ausgedehnte Spaziergänge. Apropos Hund. Dieses Tier begleitete Schnell durchs ganze Leben. So war Elisabeth Schnell die erste Mitarbeiterin, die im Radiostudio Zürich von Direktor Gerd Padel die Erlaubnis erhielt, einen Vierbeiner ins Studio mitzunehmen – mit der Auflage: «Solange sich der Hund nicht unbotmässig benimmt.»

Thomas Renggli

Die degenerierte Demokratie

Von Urs Paul Engeler — Der Bundesrat geht mit der EU einen Schweigepakt ein, sucht sich in Geheimrunden Mehrheiten für den EU-Rahmenvertrag und schwindelt zu den wahren Auswirkungen des Abkommens. Die schweizerische Demokratie ist gleich beschädigt wie diejenige Deutschlands.

Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben! Das war Walter Ulbrichts Befehlsausgabe, als er 1945 mit neun getreuen Kommunisten der unseligen «Gruppe Ulbricht», von Moskau her kommend, den Osten Deutschlands in ein sozialistisches Gefängnis zu verwandeln begann. Sein damaliger Mitstreiter, der Historiker und Publizist Wolfgang Leonhard, hat den Aufbau der diktatorisch geführten «Demokratie» der DDR unter dem Despoten Ulbricht mitorganisiert, später flüchtend verlassen, authentisch beschrieben und so die Kerndevise der linken Scheindemokraten der Nachwelt überliefert.

Der Staat DDR ist von der nie ganz bezwingbaren Kraft freiheitsliebender Bürger zum Einsturz gebracht worden. Die Ideen Ulbrichts, dass Wahlen und Abstimmungen nur mit dem Ziel veranstaltet werden, die Machtverhältnisse zu zementieren, und dass die Funktion der konform abgerichteten Urnengänger darin zu bestehen hat, die moralisch überlegene Regentschaft zu feiern, diese Vorstellung lebt jedoch munter weiter. Ja, sie gewinnt in angeblichen Musterdemokratien stetig an Kraft. Die Liste der öffentlichen Denk- und Sprechverbote verlängert sich fast im Tagestakt. Und je brisanter und grundsätzlicher die Fragen werden, die entschieden werden müssen, umso dreister und autoritärer steuert die Staatsgewalt die Prozesse, die nur formal noch demokratisch sind.

«Stachel in der Geschichte»

In Deutschland ist die reguläre, aber nicht wunschgemäss endende Ministerpräsidentenwahl im Bundesland Thüringen nach Angela Merkels Machtwort kurzerhand annulliert worden. «Das Ergebnis muss rückgängig gemacht werden», diktierte sie von Afrika aus, das sie auf einer Dienstreise durchquerte. Die konform geschalteten Medien applaudieren. Die SPD-Co-Vorsitzende Saskia Esken nannte die Vorgänge in Thüringen einen «Stachel in der Geschichte unserer Demokratie». Damit meinte die oberste deutsche Sozialistin nicht etwa die Willkür der Bundeskanzlerin, die ein ganzes Parlament und einige nicht hörige Abgeordnete und Minister ausschaltete, sondern das Resultat der rechtmässigen Wahl. Die Welt schreibt vom «Blutzoll», der erbracht werden müsse. Blutzoll sind die Menschen, die für eine gerechte Sache geopfert werden. So wird nicht der gewählte FDP-Mann, sondern Bodo Ramelow von «Die Linke», der Nachfolgepartei von

Walter Ulbrichts verbrecherischer Sozialistischer Einheitspartei Deutschlands (SED), als Thüringens Ministerpräsident installiert: «Wir müssen alles in der Hand haben.»

Wer nun, verblüfft bis entsetzt, nach Norden blickt, der drehe sich rasch um. Die Schweizer Variante der deutschen Parlamentsentmachtung ist die Weigerung, «falsche» Volksentscheide umzusetzen. Dass das trotzige Ja zur Masseneinwanderungsinitiative und andere missliebige Volksentscheide kaum Konsequenzen hatten, ist allerdings nur die sichtbare Oberfläche langjähriger tektonischer Verschiebungen. Die direkte Demokratie, konzipiert als freies Spiel rivalisierender Parteien, Verbände und anderer Bürgerbewegungen auf offenem Feld, ist zu einem Kampf «oben gegen unten» degeneriert. Die Angestellten des Volkes, der Bundesrat und seine wuchernde Verwaltung, halten nicht ganz alles, aber das meiste «in der Hand». Die Staatspropaganda als Mittel zur Machtverschiebung ist ebenso oft wie folgenlos beschrieben worden. Und wenn Bern der Wucht seiner Werbewalze nicht ganz vertraut, dann

Auf Nachfragen setzt das Amt seine Politik der Verschleierung durch Wortklauberei fort.

wird auch etwas gebogen und gelogen oder sogar mit geheimen Absprachen mit interessierten ausländischen Kräften in den Abstimmungskampf eingegriffen.

Am 20. Januar hat sich eine Delegation des Bundesrats (Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga, Aussenminister Ignazio Cassis und Justizministerin Karin Keller-Sutter) in Davos mit der neuen EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen getroffen und ausgesprochen. Vor den Medien schilderte Sommaruga das Treffen als politisches Kaffeekränzchen im Plauderton: Man habe sich gegenseitig zugehört und auf «Reizwörter» wie «Nachverhandlungen» zum Rahmenabkommen mit der EU (InstA) verzichtet. Dank Radio SRF, das Einblick in das Protokoll dieser Unterredung hatte, wissen wir aber nicht nur, dass Sommarugas Darstellung des Gesprächs falsch ist, sondern auch, dass hinter den WEF-Kulissen noch weit Brisantes vereinbart wurde. Erstens waren gemäss den schriftlichen Aufzeichnungen Nachverhandlungen doch ein Thema, und zwar in dem Sinn, dass die EU-Seite diese abermals strikte abgelehnt

hat – auch wenn das bundesrätliche Trio wohl etwas anderes erwartet habe, wie in Klammern maliziös ergänzt wird.

Pakt mit der Vertragsgegnerin

Nachgerade schamlos bis ungeheuerlich ist jedoch eine Absprache, die Sommaruga, Cassis und Keller-Sutter mit von der Leyen getroffen haben, um die delikate Abstimmung über die «Begrenzungsinitiative» der SVP zu beeinflussen. Das Protokoll erwähnt die Bitte der Bundespräsidentin, die EU möge sich bis zum 17. Mai, dem Datum des Urnengangs, zu Fragen rund um das Rahmenabkommen in Schweigen hüllen, damit die (nicht chancenlose) Initiative keinen Auftrieb mehr erhalte. Nun, auch bewusstes Schweigen ist gemäss Axiom 1 des berühmten Kommunikationswissenschaftlers Paul Watzlawick («Man kann nicht nicht kommunizieren») eine klare Aussage. Damit haben Sommaruga und Co. die EU um die direkte Einmischung in den inneren demokratischen Prozess des Landes ersucht – was die oberste Kommissarin noch so gerne versprach, handelt der Bundesrat damit ganz im Interesse Brüssels. So eng paktiert die Landesregierung vor dem Entscheid zur SVP-Initiative mit der Vertragsgegnerin im Ringen um ein Rahmenabkommen. Verhandlungen müssen hart und kontrovers aussehen fürs Publikum, auch wenn sich die Parteien am Tisch längst einig sind und der ausgemachte Text vorliegt. Die eigenen Leute, die müssen noch dressiert werden.

Dazu veranstalten hinter verschlossenen Türen die Delegation des Bundesrats für Europafragen, Beamte, Delegierte der Kantone sowie der Sozialpartner regelmässig hochgeheime Treffen. Ziel der grossen Runden ohne Abgesandte der Parteien ist es, die Schweizer Position in den drei umstrittensten InstA-Bestimmungen (Lohnschutz, Unionsbürgerrichtlinie und Subventionen inkl. Service-public-Leistungen) zu fixieren. Welche Reiseroute eingeschlagen wird, erfährt die Öffentlichkeit nicht; vor dem 17. Mai darf kein Sterbenswörtchen nach aussen dringen. Sofort nach dem Entscheid zur Begrenzungsinitiative soll dann die kosmetische «Klärung offener Fragen» mit der EU als Durchbruch präsentiert, der Vertrag unterschrieben und als unumstössliches Faktum durchs Parlament gepeitscht werden: Die Demokratie wird aus abgedunkelten Zimmern heraus organisiert.



Ersuchung um Einmischung: Balzaretto, Cassis, Sommaruga, Keller-Sutter (v. l.).

«Die Bauarbeiter unserer Hauptstadt beschäftigen sich hauptsächlich mit Wohnungsbau, und ihre Arbeitskraft wird dafür voll eingesetzt. Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten», sagte Irreführungsspezialist Walter Ulbricht im Juni 1961 vor versammelter Presse. Im Herbst des gleichen Jahres stand die Mauer mitten in Berlin. «Das Freihandelsabkommen von 1972 ist nicht tangiert», beteuerte der damalige Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) im Oktober 2013 vor der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats auf besorgte Fragen zum Inhalt des Verhandlungsmandats zum Rahmenabkommen. 2020: Der vorliegende Vertragstext enthält die «gemeinsame Erklärung», dass das Freihandelsabkommen, das rund 90 Prozent der Exporte in den EU-Raum betrifft und erleichtert, und weitere Wirtschaftsverträge «modernisiert» werden. Das heisst, gemäss Vertragstext, dass diese älteren (und nicht «bilateral» genannten) Abkommen ebenfalls den Bedingungen des InstA (einseitige Rechtsentwicklung, automatische Harmonisierung, Streitbeilegung) unterstellt werden.

Hat Burkhalter gelogen?

Entweder log damals Burkhalter, oder der Bundesrat hat, ohne dies zu kommunizieren, in der Zwischenzeit beschlossen, auch den bisherigen grossen Warenverkehr, der nach WTO-Regeln

abläuft, neu in den EU-Binnenmarkt zu transferieren und so der Kontrolle Brüssels zu unterstellen. Eine der vielen Täuschungen von oben ist es allemal.

Auf konkrete Nachfragen setzt das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) seine Politik der Verschleierung durch Wortklauberei fort. Die Schweiz habe das Freihandelsabkommen (FHA72) stets «vom Anwendungsbereich des InstA explizit ausgeschlossen» und sich in den Verhandlungen auch «durchgesetzt», antwortet EDA-Sprecher Georg Farago: «Entsprechend fällt das Freihandelsabkommen gemäss heutigem Textentwurf nicht unter das InstA.» Merkwürdig für alle, die lesen können: Eben dieses FHA72 taucht im gemeinsam verfassten Vertragstext, der nicht mehr nachverhandelt werden kann, sechsmal wörtlich und noch viel öfter implizit auf, und zwar stets in dem Sinn, dass es rasch «modernisiert» und danach den Regeln des InstA unterstellt wird, insbesondere was die Streitbeilegungen durch das Schiedsgericht und den Europäischen Gerichtshof als oberster Interpret des EU-Rechts betrifft.

Bereits in der Präambel zum Rahmenabkommen erklären die Europäische Union und die Schweizerische Eidgenossenschaft feierlich «die Anwendung der Bestimmungen des vorliegenden Abkommens auf die modernisierten

Handelsabkommen». Und noch konkreter im weiteren Text: «Die Unterzeichnenden kommen überein, dass das institutionelle Abkommen gemäss dem Umfang der Beteiligung der Schweiz am Binnenmarkt der Union auf die neu verhandelten Handelsabkommen anwendbar sein wird.» Die ersten Schritte dazu müssen bereits innerhalb von sechs Monaten nach Verabschiedung dieser Erklärung eingeleitet werden. Diese weitgehende wirtschaftspolitische Einbindung in den EU-Binnenmarkt wird die Schweiz der Kompetenz berauben, eigenständig neue Freihandelsverträge abzuschliessen. Auch bestehende Abkommen müssen wohl «modernisiert», also den EU-Normen angepasst werden.

Wie verhalten sich diese jederzeit nachprüfbar Verpflichtungen demnach zu den Äusserungen Burkhalters und den Antworten des Cassis-Sprechers? Burkhalter hat die Kommission nachweislich falsch informiert. Die heutige EDA-Spitze kann sich höchstens mit der Hinterlist retten, dass das FHA72 erst in einem zweiten Schritt ins InstA integriert wird. Politisch gewertet, ist aber auch die aktuelle Erklärung eine eindeutige Irreführung. Eine von vielen, die nach gelenkten demokratischen Prozessen jeweils angeprangert werden, folgenlos.

LSD im Leitungswasser: Seite 42

Kein Macher, ein Mitmacher

Von Christoph Mörgeli

Laut *Sonntagszeitung* will sich Markus Ritter (CVP), Präsident des Schweizer Bauernverbandes, «mit den Grünen zusammantun». Seine Begründung: «Dann hätten wir eine ehrlichere, nachhaltigere und für uns Bauern bessere Agrarpolitik.» Er habe das Gespräch über ein «Bündnis mit den ökologischen Kräften» schon gesucht – «zum Schutz der Landwirtschaft und der Umwelt».

Warum will der oberste Schweizer Bauer mit den Grünen zusammengehen, die mit ihren Pestizid- und Tierhaltungsinitiativen den Bauernstand strangulieren? Warum ausgerechnet mit den Grünen, die eine vegetarische bis vegane Lebensweise predigen und so unsere Fleischproduktion ruinieren? Warum mit den Grünen, die mit der Zustimmung zum Rahmenabkommen unsere Landwirtschaftspolitik an Brüssel abtreten? Die Antwort gibt Markus Ritter selber: «Ich bin ja ein grosser Freund von Bruder Klaus. Ich gehe da öfters hin. Die Stille und die Ruhe schaffen Raum, um Abstand zu gewinnen und die Zeichen der Zeit zu erkennen.»

Doch Markus Ritter geht nicht mit der Zeit. Die Zeit geht mit ihm. Er ist kein Macher, sondern ein Mitmacher. Der Einsiedler von Flüelirand war kniefällig vor Gott, Markus Ritter ist kniefällig vor dem Zeitgeist. Ritter ist kein Ritter ohne Furcht und Tadel. Sondern ein Ritter der Konjunktur. Nur hat sein alarmistischer grüner Zeitgeist weder Zeit noch Geist. Der heutige Bauernpräsident war ein Befürworter des damals modischen EWR und ist es heute gegenüber der modischen Massenzuwanderung – trotz dramatischem Kulturlandverlust. Ritter stimmte in Bern für die «Agrarpolitik 2014–2017» mit mehr Lebensmittelimporten, über die er jetzt so ausgiebig schimpft.

Der wendige Christdemokrat Ritter müsste im Gegensatz zu den Grünen eigentlich wissen, dass Landwirtschaft etwas mit Wirtschaft zu tun hat. Getreu der Aussage von Bruder Klaus: «Die grösste Gabe Gottes an die Menschen ist die Vernunft.» Klaus war eben von ganz anderem Holz. Er widerstand dem Zeitgeist der macht- und geldbesoffenen Eidgenossen, die nach Eroberungen gierten: «Machet den Zaun nicht zu weit.» Dieses Vermächtnis von Bruder Klaus gilt nicht nur für unsere Aussenpolitik. Es gilt auch für die produzierenden Landwirte gegenüber dem grünen Staatssozialismus. Leider liegt auch dieser im Zeitgeist. Genau wie das Motto: Sich erinnern ist out, sich outen ist in.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schneekanonen gegen Klimawandel

Von Peter Bodenmann — Das für den Wintersport zu tief gelegene Kitzbühel eröffnet die Saison bei Temperaturen von 20 Grad.



Bald verlangen die Bergbahnen Zusatzsubventionen aus dem Klimafonds.

Wir haben in der Schweiz viel zu viele Skigebiete. Deshalb ist das Skifahren für Haushalte mit kleinem oder mittlerem Einkommen viel zu teuer. Trotz immer mehr Subventionen.

Weitgehend unbeachtet von der Deutschschweiz setzt sich in der Westschweiz der Magic-Pass durch. Ausgelöst hat diesen Trend der Hammer-Deal aus Saas-Fee. Neu macht Saas-Fee, das inzwischen von den professionellen österreichischen Schrecknadeln übernommen wurde, beim Magic-Pass mit. Während der tschechische Milliardär Radovan Vitek in Montana neu einen eigenen Hammer-Deal auf den Markt wirft. Der Markt bewegt sich.

Bereits 150 000 Westschweizer Skifahrerinnen und Skifahrer haben den nur 400 Franken teuren Magic-Pass gekauft. Mehr als 30 Skigebiete machen mit. Und viele Bahnen kann man neu auch im Sommer gratis benutzen.

Ein wenig beachteter Vorteil: Die kleinen, tiefer gelegenen Skigebiete müssen nicht mehr aufrüsten. Wer einen Magic-Pass hat, fährt bei genug Schnee in den Voralpen und somit vor seiner Haustüre Ski. Und wenn es keinen Schnee hat, eben in höhergelegenen Skigebieten. Es findet – unbemerkt von der öffentlichen und veröffentlichten Meinung – ein sanfter Strukturwandel statt: Die Kleinen müssen weniger investieren, die Grossen können ihre Investitionen schneller amortisieren. Solidarität hilft,

weniger zu verlieren. Immerhin. Wirklich rentabel sind nur jene Bergbahnen, die schwergewichtig Gäste transportieren, die nicht skifahren. Man muss für Nichtskifahrer keine Pisten beschneien und jeden Tag neu präparieren. Sie legen pro Tag dreimal weniger Höhenmeter zurück. Und bezahlen trotzdem mehr.

Lange war der Stromverbrauch der Schneekanonen für die Freundinnen und Freude der Umwelt ein zentrales Thema. Inzwischen hat die Kritik nachgelassen, weil die Schneekanonen der jüngsten Generation pro Kubikmeter Schnee weit weniger Energie verbrauchen als die alten. Und weil etwa im bei Schweizern beliebten Südtirol Skifahren ohne Kunstschnee faktisch nicht mehr möglich ist.

Jetzt versuchen die alpinen Schneekanoniere, den Spieß umzukehren. Ihre neue Logik: Schneekanonen seien die neuen Wunderwaffen im Kampf gegen die Klimaerwärmung. Weil der Kunstschnee – im Gegensatz zum grünen Umland – in Kitzbühel und anderswo mehr Sonnenstrahlen zurück ins Weltall reflektiert, als die Schneekanonen Energie verbrauchen. Diese so einen Beitrag zur Abkühlung des Klimas leisten würden. Dank dem Albedo-Effekt. Bald werden die Bergbahnen Zusatzsubventionen aus dem Klimafonds verlangen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ich bin direktdemokratierelevant

Von Kurt W. Zimmermann — Sind die Medien wichtig für die Demokratie? Die Antwort ist nicht so eindeutig, wie viele denken.

Als Journalist bin ich ja schon als einiges bezeichnet worden, etwa als sensationsgierig, unausgewogen, willkürlich und destruktiv. Seit kurzem allerdings habe ich mich enorm gesteigert. Ich bin jetzt demokratierelevant.

«Demokratierelevant» ist in den Medien das Wort des Jahres. Der Bundesrat zum Beispiel rühmt die «demokratierelevanten Tageszeitungen». Parteien wie die Grünen bejubeln «demokratierelevante Medienangebote». Medienprofessoren wie Mark Eisenegger adeln den «Informationsjournalismus, der demokratierelevant ist». Und natürlich beschwört auch der Verlegerverband ununterbrochen «den Erhalt der demokratierelevanten Presse».

Die plötzliche Begeisterung für den systemstabilisierenden Effekt der Publizistik hat spezielle Gründe. Doch darauf kommen wir noch.

Das neue mediale Motto kam vor zwei Jahren erstmals so richtig in Mode. Damals bedrohte die «No Billag»-Initiative die SRG. Auf einmal waren ihre Sendungen nun von ungeheurer Demokratierelevanz. Ohne «Tageschau» und «Tatort», so ging die Losung, wäre das Staatswesen umgehend kollabiert.

Seitdem ist der demokratierelevante Virus auf die kriselnde Presse übergesprungen, die plötzlich ebenso staaterhaltend ist. Gerade die direkte Demokratie brauche starken Journalismus, sagt uns die Politik, weil nur glänzend informierte Bürger an der Urne über neue Buslinien und neue Asylgesetze befinden könnten.

Ich bin also nicht nur demokratierelevant. Ich bin direktdemokratierelevant.

Nur, stimmt das auch? Braucht die Demokratie die Medien, damit sie funktioniert? Die Antwort ist: Nicht unbedingt.

Wir gehen zur Antwort hundert Jahre zurück. Im Jahr 1920 wurden Medien nur von einem kleinen Teil der Bevölkerung konsumiert. Radio war noch unbekannt in der Schweiz. Für die News gab es nur Tageszeitungen. Das einzige Massenblatt des Landes war 1920 der *Tages-Anzeiger* mit einer Auflage von 75 000. Die *NZZ* brachte es dahinter auf 30 000 Stück. Die vielen Regionalzeitungen, vom *Badener Tagblatt* bis zum *Bündner Tagblatt*, druckten Kleinauflagen von unter 10 000 Exemplaren.

Die Schweiz zählte damals knapp 3,9 Millionen Einwohner. Nur etwa 25 bis 30 Prozent der Bevölkerung las Zeitungen.



News-Abstinenzler: Professor Eisenegger.

Dennoch funktionierte die Demokratie im Lande der News-Abstinenzler und Zeitungs-Ignoranten bestens. Auch ohne Medienkonsum entschieden sich die Stimmbürger um 1920 für so wichtige Neuerungen wie die Proporzwahl des Nationalrates, die obligatorische Unfallversicherung und den Beitritt zum Völkerbund.

Die Demokratie funktionierte prächtig – auch ohne Medien. Zur Meinungsbildung genügten Vereine, Versammlungen und Stammtische in der Beiz. Der heutige Hype um die Demokratierelevanz der Medien ist darum reichlich gekünstelt. Historisch betrachtet, braucht eine Demokratie die Medien nicht zwingend. Und damit kommen wir zum prosaischen Hintergrund der relevanten Frage.

Wenn jemand dauernd seine Wichtigkeit für die Demokratie betont, dann sagt er in Wirklichkeit etwas anderes. Er sagt, dass er staatliche Gelder will. Das war bei der SRG der Fall, die ihre 1,2 Milliarden an Zwangssteuern sichern musste. Nun fordert die Presse ihren Anteil und verlangt 120 Millionen an Staatssubventionen. In einer Demokratie bekommt man nur dann Geld, wenn man für diese Gesellschaft überlebenswichtig ist, also demokratierelevant, oder das zumindest behauptet.

Ich fürchte, ich bin darum doch nicht so demokratierelevant, wie ich eingangs dachte. Ich bekomme kein Geld vom Staat. Es ist eher umgekehrt, wie bei den meisten von uns.

Zivilisationsbruch

Von Henryk M. Broder — Nach der SPD zerlegt sich jetzt die CDU.

Wenn Sie diesen Kommentar in der neuen *Weltwoche* lesen, wird er so veraltet sein wie das Orkantief «Sabine», das am Wochenende für Chaos am Boden und in der Luft gesorgt hat. Tausende von Flügen und Zugverbindungen mussten abgesagt, Autobahnen und Häfen gesperrt werden. «Sabine» hat sich inzwischen beruhigt, aber der politische Sturm, der zugleich die Republik erschütterte, tobt weiter.



Dabei ist nicht viel passiert. In Thüringen, einem der fünf «neuen» Bundesländer, wurde ein FDP-Mann zum Ministerpräsidenten gewählt, mit den Stimmen der AfD-Fraktion im Erfurter Landtag. Worauf die Kanzlerin, unterwegs in Afrika, bekanntgab, das Ergebnis der Wahl sei «unverzeihlich» und müsse «rückgängig gemacht» werden. Dieses Diktum wiederum löste eine Kettenreaktion aus. In seltener Einmütigkeit sprachen Politiker und Journalisten von einem «Tabubruch», «Dammbruch» und «Zivilisationsbruch», die nicht hingenommen werden könnten.

Ich will solche Narreteien an dieser Stelle nicht kommentieren und nur auf einen Punkt hinweisen: Eine Kanzlerin, die sich aus der Ferne in die Angelegenheiten eines Bundeslandes einmischte und derart die Muskeln spielen lässt, hat keine Autorität mehr, sie regiert nicht, sie herrscht nur noch und hält sich dabei an die Devise von Mao: «Bestrafe einen, erziehe hundert!» In diesem Fall erwischte es den Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, Christian Hirte: Er wurde zum Rücktritt gezwungen, weil er dem neuen Ministerpräsidenten zu seiner Wahl gratuliert hatte. Niemand solidarisierte sich mit dem Mann. Obwohl selbst CDU-Generalsekretär Paul Ziemiak zugeben musste, dass die Wahl unbestritten eine demokratische war. Legal, aber nicht legitim, denn alles, was die AfD wolle, sei, «die Demokratie verächtlich zu machen».

Als Annegret Kramp-Karrenbauer nur Stunden später bekanntgab, sie werde ihr Amt als CDU-Vorsitzende aufgeben und auch nicht als Kanzlerkandidatin antreten, wurde klar, wohin die Reise geht: Die CDU folgt dem Beispiel der SPD und zerlegt sich selbst. Für die Demokratie in Deutschland muss das nicht von Schaden sein. Im Gegenteil. Neue Gesichter braucht das Land. Mehr darüber demnächst an dieser Stelle.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man dem Chef in einem Meeting koffeinfreien Kaffee servieren, wenn man den Eindruck hat, dass er eh schon etwas aufgedreht ist? Oder überschreite ich damit als Sekretärin meine Kompetenzen? *Heike Schwegler, Basel*

Das kommt auf den Chef an. Wenn es ein hypersensibler Neurotiker ist, würde ich ihm Redbull geben, damit er kein Ego-Problem bekommt. Handelt es sich um ein vernünftiges, gefestigtes Individuum, wäre ihm oder ihr zuvorkommenderweise ein beruhigendes Elixier zu servieren. Sollte sich herausstellen, dass der Chef Ihnen dies übelnimmt, empfehle ich Ihnen die Kündigung. *Roger Köppel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Beckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Sollte nicht eher das Recht des Kindes auf eine leibliche Mutter und einen leiblichen Vater an erster Stelle stehen?» *Eva Abt*

Schwuler Bessermacher?

Nr. 6 – «Man muss besser sein»; Interview mit Kurt Aeschbacher von Roger Köppel und Roman Zeller

Dass man es als Schwuler «besser» machen müsse als andere, wird gerade von Kurt Aeschbacher nicht bestätigt. Als Geladener seiner Sendung (2001) freute ich mich auf ein Gespräch über mein Buch zur Schwulengeschichte. Er wollte lieber über Banalitäten reden. Die Abstimmung vom vergangenen Wochenende beweist, dass die Schwulenszene über Jahrzehnte eine prima PR erhalten hat. Gerade weil man ab sofort aufpassen muss, sollte es nun kritischere Debatten geben. Mutige politische Aussagen scheinen mir immer noch tapferer zu sein als Bekenntnisse betreffend das Sexualverhalten im Stil von «Juhui, ich bin polygam veranlagt» oder «Ich onaniere siebenmal täglich». Randständig sind heute diejenigen, die sich für das ungeborene Leben verwenden. *Pirmin Meier, Aesch*

Das Interview mit Kurt Aeschbacher ist interessant und sympathisch. Allerdings habe ich mich über seine Aussagen bezüglich der Homo-Ehe gewundert. Seine fröhliche Behauptung, dass «längst widerlegt» sei, dass Kinder zwei Geschlechter als Eltern brauchen, scheint mir doch gewagt. So schreibt zum Beispiel D. Paul Sullins, der seit Jahrzehnten die Auswirkungen gleichgeschlechtlicher Elternschaft auf das Kindeswohl untersucht, anhand seiner Analyse von aktuellen Studien: «Wie dieser Studienüberblick zeigt, können – was das Kindeswohl betrifft – zwei Männer und zwei Frauen nicht gewährleisten, was ein verheiratetes Paar, das seine gemeinsamen, leiblichen Kinder aufzieht, leistet. [...] Manche der «Kein Unterschied»-Studien weisen – nach einer erneuten Analyse der Daten – auf deutliche Unterschiede hin.» Dass homosexuelle Paare Kinder adoptieren dürfen, nennt Aeschbacher einen Akt der «Gerechtigkeit». Gibt es denn ein Recht auf ein Kind – auch für Paare (homo- oder heterosexuelle), die selber keine Kinder haben können? Sollte in unserer Politik nicht eher das Recht des Kindes auf eine leibliche Mutter und einen leiblichen Vater an erster Stelle stehen? *Eva Abt, Bellinzona*

Das aufschlussreiche Interview weist einen philosophischen Fauxpas ersten Ranges auf: Köppel und Zeller «zitieren» den deutschen Philosophen Immanuel Kant (1724–1804) bezüglich der «Ehe als Vertrag <zum wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane>», und Aeschbacher setzt noch eins drauf: «Vielleicht war er [Kant] der intelligenteste und früheste Befür-



«Interessant und sympathisch»: *Weltwoche*-Cover.

worter der Schwulenehe.» Gehen wir *ad fontes*, so finden wir in Kant: AA VI, «Die Metaphysik der Sitten» unter § 24, «Des Rechts der häuslichen Gesellschaft erster Titel: Das Eherecht»: «Geschlechtsgemeinschaft ist der wechselseitige Gebrauch, den ein Mensch von eines anderen Geschlechtsorganen und Vermögen macht (*usus membrorum et facultatum sexualium alterius*), und entweder ein natürlicher (wodurch seines Gleichen erzeugt werden kann), oder unnatürlicher Gebrauch und dieser entweder an einer Person ebendesselben Geschlechts, oder einem Thiere von einer anderen als der Menschengattung; welche Übertretungen der Gesetze, unnatürliche Laster (*crimina carnis contra naturam*), die auch unnennbar heissen, als Läsion der Menschheit in unserer eigenen Person durch gar keine Einschränkungen und Ausnahmen wider die gänzliche Verwerfung gerettet werden können. Die natürliche Geschlechtsgemeinschaft ist nun entweder die nach der blossen thierischen Natur (*vaga libido, venus volgivaga, fornicatio*), oder nach dem Gesetz. – Die letztere ist die Ehe (*matrimonium*), d. i. die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften.» Dem ist nichts hinzuzufügen. *Jürg Walter Meyer, Leimen (D)*

Vorzeige-Unternehmer

Nr. 6 – «Hexenjagd im Schoggiland»; Alex Baur über die Firma Läderach

Die Hetzkampagne gegen einen Vorzeigeunternehmer der Schweiz – den Schokoladen-

und Confiseriehersteller Läderach – hat mich zutiefst schockiert. Indem mindestens sieben Läderach-Filialen von linksextremistischen Aktivisten attackiert und verwüstet wurden, wurde wirklich jede Grenze überschritten. Wenn es nicht mehr möglich sein sollte, dass ein Schweizer Unternehmer, der weltweit einen tadellosen Ruf genießt, zu seinen christlichen Werten stehen und diese auch verteidigen kann, dann ist wirklich etwas «faul im Staate Schweiz». Leider tragen öffentliche Medien wie Presse und Schweizer Fernsehen zu einer solchen Entwicklung bei: indem sie einigen linksgerichteten und faschistoiden Gruppierungen eine politische Plattform bieten.

Judith und Heinz Bänтели, Zürich

Geplagter Planet

Nr. 6 – «Die Fehler von Paris»;
Beat Gygi über das Pariser Klima-Abkommen

Im Zeitalter der Millionen kann es vorkommen, dass auch bei seriös arbeitenden Journalisten die eine oder andere Million verlorengeht. Tatsächlich würde die Schweiz mit einem Ausstoss von 32,8 Tonnen CO₂ im Jahr 2019 zur absoluten Spitzenreiterin auf diesem von Kohlendioxid geplagten Planeten. In Tat und Wahrheit sind es aber 32,8 Millionen Tonnen!

Richard Feusi, Rothenthurm

Wortgewaltiger Dampf

Nr. 5 – «Der gute Zweck heiligt alle Nieten»;
Hubert Mooser über Simonetta Sommaruga

Lassen Sie es mich freimütig sagen: Gemessen an dem bis heute mehrheitlich unter dem Deckel gehaltenen Hauptgrund der Klimaerwärmung ist Frau Bundesrätin Sommarugas flammende Rede lediglich wortgewaltiger Dampf: Sie spricht von der geschundenen Natur, von Pestiziden und Monokultur und warnt vor der Erderwärmung, aber sie weiss offensichtlich (wie übrigens das gesamte WEF) noch immer nichts von der durch das FCKW-Gas massiv beschädigten/ausgedünnten Ozonschicht der Stratosphäre, die die Hauptursache der Erderwärmung ist, so dass der Kampf gegen das CO₂ reiner Symptombekämpfung entspricht. Bekanntlich produziert China das schädliche Gas mit dem katalytisch wirkenden Ozonkiller Chlor unbekümmert weiter.

Heinz Oswald, Gräslikon

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich beobachte in meinem Umfeld, dass viele Eltern ihre Kinder zielstrebig an hervorragende englische oder amerikanische Universitäten bringen wollen. Es sei heute absolut unabdingbar, sagen mir diese Bekannten, die eigenen Kinder nach Möglichkeit an einer Top-Uni, idealerweise in den USA, zu platzieren, selbst unter erheblichen finanziellen Opfern. Wie stellen Sie sich dazu? Würden auch Sie – ich weiss nicht, ob Sie Kinder im entsprechenden Alter haben oder hatten – Ihre Kinder nach Möglichkeit an einer solchen Top-Uni unterbringen? Oder werden diese auch überschätzt?

K. L., St. Gallen

Mag sein, «dass viele Eltern ihre Kinder zielstrebig an hervorragende englische oder amerikanische Universitäten bringen wollen». Aber gerade für «absolut unabdingbar» halte ich dies nicht. Das Sprichwort «Viele Wege führen nach Rom» gilt allgemein im Leben. Auch für die Ausbildung und vor allem für die Lebensgestaltung gibt es nie nur einen einzigen Weg. Ich kenne

viele tüchtige Leute, auch in sehr verantwortungsvollen Positionen, die keine solche Möglichkeiten hatten und sogar zum Teil kaum oder nur die Primarschule besucht und abgeschlossen haben.

Wenn die Kinder die Möglichkeit haben, eine solche Top-Uni zu besuchen, dann warum nicht. Aber wenn sie diese Gelegenheit nicht haben, dann können sie trotzdem etwas Rechtes werden. Unsere Kinder sind auch ohne solche Top-Unis etwas geworden. Es ist auch gefährlich, im Umfeld der Familie bei den Kindern den Eindruck zu erwecken, man werde nur etwas, wenn man an einer solchen Top-Universität studieren könne. Was ist denn, wenn dies nicht der Fall ist? Ist dann das betreffende Kind minderwertig? Das scheint so, wenn dieser top-universitäre Weg «absolut unabdingbar» sein soll. Ob Sie erhebliche finanzielle Opfer deswegen in Kauf nehmen wollen, müssen Sie selbst entscheiden. Ich würde es nicht tun.

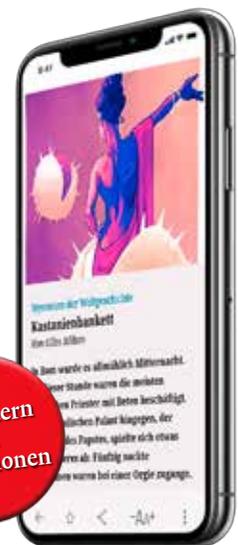
Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Tabu Zuwanderung

Die Personenfreizügigkeit bringt die SBB an ihre Grenzen. Pünktlichkeit und Sauberkeit bleiben auf der Strecke. Investitionen sind im Rückstand. Für Pendler könnte es noch schlimmer werden. *Hubert Mooser*

Der neue SBB-Chef, Vincent Ducrot, ist nicht zu beneiden. Wenn er Anfang April das Ruder bei den Schweizerischen Bundesbahnen übernimmt, erwarten ihn dort Berge von Problemen: Verspätungen, Personalmangel, fehlendes Rollmaterial. Das Unternehmen habe sich in den letzten Jahren «dramatisch» entwickelt und transportiere mehr Personen denn je, dadurch sei das System «etwas an seine Grenzen» gestossen, entschuldigte sich Verwaltungsratspräsidentin Monika Ribar, als sie vergangenen Dezember den Medien ihren neuen SBB-CEO vorstellte, einen Eisenbahner mit viel Erfahrung.

Besonders im morgendlichen Berufsverkehr, an sonnigen Wochenenden und an Feiertagen, wenn die Züge zum Bersten voll sind, fährt die Bahn am Anschlag. «Dann braucht es nicht mehr viel, bis das System kippt», findet Bahnexperte Paul Stopper, Bauingenieur und einer der Väter des neuen Zürcher Durchgangsbahnhofs – wie im März 2019, als wegen einer Stellwerkstörung zahlreiche Züge zwischen Zürich und Basel ausfielen und dies zu einem Bahnchaos im Grossraum Aargau-Zürich führte.

Wie hart am Limit die Bahn fährt, lässt sich täglich auf den Anzeigetafeln in den Bahnhöfen ablesen. Dort sieht es häufig aus wie auf den Abflugtableaus von Flughäfen, wo die Ankündigung grosser Verspätungen die Regel ist. Bis vor einiger Zeit konnte man sich auf die Pünktlichkeit der SBB verlassen. Aber das ist vorbei. Längst geht es auch im Bahnbetrieb nicht mehr bloss um Verspätungen von drei bis fünf Minuten, die man früher sogar in den Fahrplan einkalkulierte, sondern um zwanzig Minuten und mehr, ja gar um den Ausfall von Zügen.

Die SBB tun, was die Politik bezahlt

Wie konnte es so weit kommen? Der frühere NZZ-Redaktor Hans Bosshard hat vergangenen August in einem *Weltwoche*-Beitrag unter anderem das starke Bevölkerungswachstum der letzten Jahre für die Probleme verantwortlich gemacht. Eine Million zusätzliche Einwohner innerhalb von bloss dreizehn Jahren – das ging auch an den Bundesbahnen nicht spurlos vorbei. Bundesrat, Parlament, SBB, das Bundesamt für Verkehr (BAV) und Verkehrsverbände blenden jedoch den Zusammenhang zwischen Bevölkerungswachstum und den Problemen beim

grössten Transportunternehmen konsequent aus.

Die Antworten, die man erhält, wenn man sich danach erkundigt, ob die Personenfreizügigkeit mit der EU für die SBB nicht langsam zum Problem werde und ob die Bahn auch in Zukunft in der Lage sein werde, die Mobilitätsnachfrage einer rasch wachsenden Bevölkerung zu befriedigen, muten jedenfalls etwas seltsam an. «Das ist eine übergeordnete Frage», gibt SBB-Sprecher Marc Olivier Dischoe zu verstehen. Kurz gesagt: Die SBB bauen das, was die Politik beschliesst und finanziert – und die SBB fahren das, was die Politik bestellt und bezahlt. Man solle sich also ans BAV wenden. Und was bekommt man beim Bundesamt zu hören? Der Ausbau der Bahn gehe in flexiblen Ausbautappen im Gleichschritt mit dem Bevölkerungswachstum einher.

Fast mit Stolz wird dabei auf den im letzten Jahr vom Parlament beschlossenen Ausbauschritt 2035 im Umfang von 12,89 Milliarden Franken verwiesen. Geplant sind über 200 Massnahmen – seien es neue Tunnel, zusätzliche Geleise, neue Haltestellen, breitere Perrons oder Verbesserungen für mobilitätseingeschränkte Personen, aber auch Neubaustrecken und ein dichteres Transportangebot. Stopper findet, in der Vorlage würden bisweilen kostspielige Tunnel und Grossprojekte bevorzugt, obschon man mit einfacheren Lösungen besser und effizienter fahren würde.

Der geplante Brüttener Tunnel und der Zimmerberg-Basistunnel zum Beispiel sind seiner Meinung nach nicht bloss unnötig, sie würden auch keinen Sinn machen. Die seit bald vierzig Jahren bekannten Alternativprojekte, welche die Kapazitäten massiv erhöhen würden (z.B. zweite Doppelspur Effretikon-Winterthur und Ausbau der beiden einspurigen Tunneln zwischen Horgen Oberdorf und Baar auf eine durchgehende Doppelspur), würden im Vergleich zu den Megaprojekten einen Bruchteil kosten, jedoch einen grösseren (Netz-)Effekt bringen.

Mit den eingesparten Milliarden Franken könnten weit wichtigere Projekte realisiert werden, zum Beispiel eine neue Doppelspur zwischen Roggwil und Zürich. Aber bei den Ausbau-Entscheiden wird häufig auf die regionalpolitischen Wünsche und Befindlichkeiten und weniger auf den wirklichen Be-



Blauäugig in die Personenfreizügigkeits-Falle getappt.

darf für die Bahn abgestellt. Typisch dafür ist etwa der Ausbau der zweiten Tunnelröhre am Lötschberg. Dieses Vorhaben rutschte nach erfolgreichem Lobbying von Walliser und Berner Politikern ins Programm. Selbst der Verkehrsministerin Simonetta Sommaruga (SP), die sonst für die Bahn trommelt, wird es langsam unheimlich. Während der Debatte über neue Bahninvestitionen warnte sie im Ständerat vor einem unbegrenzten Wachstum beim Ausbau der Schiene.

Doch genau auf eine solche Expansion läuft es hinaus. Der ungebrochene Zustrom von Einwanderern aus den EU-Ländern führt eben auch zu immer gravierenderen Engpässen im Verkehrssystem und einem entsprechend grossen Druck auf die Transportunternehmen. Aber ausser SVP-Vertretern traut sich kaum mehr jemand, das so unverblümt zu sagen, schon gar nicht vor der Abstimmung über die Initiative «für eine massvolle Zuwanderung», über die am 17. Mai entschieden wird.



Es sind viele Interessen im Spiel. Der Ausbau der Bahn dient auch politischen Vorlieben und bringt zudem vielen Regionen einen Geldregen. Grüne Verkehrspolitikerinnen wie etwa die Genfer Ständerätin Lisa Mazzone, sonst wachstumskritisch eingestellt, sagen es so: «Die Migration ist hier nicht relevant. Vielmehr stellt sich die Frage: Wie können wir die Bahn entwickeln, damit mehr Menschen Zug statt Auto fahren, um das Klima und die Luft zu schützen?» Andere wie die Thurgauer SP-Verkehrspolitikerin Edith Graf-Litscher spielen sich lieber dann in Medien auf, wenn die SBB wegen Verspätungen, Unfällen oder Pannen wieder einmal ins Gerede kommen – mit vordergründiger Kritik, statt dass sie Ross und Reiter nennen.

Limite am Gotthard

Es schleckt keine Geiss weg, dass mit der Einführung der Personenfreizügigkeit auch verkehrspolitisch eine fatale Spirale in Gang ge-

setzt wurde: mehr Passagiere, mehr Züge, mehr Passagiere – ein Ende ist nicht abzusehen. Und brisant ist vor allem: Das Problem mit den Engpässen könnte sich noch weiter verschärfen, weil links-grüne Kreise, assistiert von willigen Helfern aus den Mitteparteien, unter dem Titel «Klimaschutz» noch mehr Privatverkehr auf die Schiene umlagern wollen. «Das ist für mich noch fast die grössere

Eigentlich wären zunehmend mehr Menschen bereit, vom Auto auf die Bahn umzusteigen.

Herausforderung als das Bevölkerungswachstum», sagt Ueli Stückelberger, Direktor des Verbands öffentlicher Verkehr (VÖV). Was das bedeutet, bekam der abtretende SBB-Chef Andreas Meyer schon zu Beginn des vergangenen Jahres zu spüren, als der Klimahype erstmals richtig in Fahrt kam. Das bescherte den

SBB im ersten Halbjahr 2019 rund 7 Prozent mehr Reisende und brachte das Unternehmen regelrecht ins Schleudern. Wie sollen die Bundesbahnen die Verlagerung von der Strasse auf die Schiene mit attraktiven Tarifen schaffen, wenn sie derzeit nicht einmal den Normalverkehr anstandslos abzuwickeln vermögen, fragen sich heute viele Fachleute.

Eigentlich wären zunehmend mehr Menschen bereit, vom Auto auf die Bahn umzusteigen, doch die neuen Kunden machen oft keine guten Erfahrungen im Zug. Sie erleben verspätete und ausfallende Züge, geschlossene Schalter, eine Häufung von Baustellen, defekte Klimaanlage, Heizungen und Zugtüren, versprayed Waggonen, verschlossene Toiletten. Schon fast als normal gilt, dass die erste Klasse für alle Passagiere geöffnet wird, weil es in der zweiten Klasse an Sitzplätzen fehlt. Aufsehen erregte im vergangenen Herbst in eine Vorfall in Arth-Goldau: Weil die Züge ins Tessin überfüllt waren, forderten die Zugsbegleiter die



Schaffen die das? Ex-SBB-Chefs Weibel (l.) und Meyer.



Problemzone Infrastruktur: Neo-Chef Ducrot.

Passagiere über Lautsprecher auf, sich quasi zu dezimieren; der Zug fahre erst weiter, wenn gegen vierzig Personen aussteigen und dann mit einem Entlastungszug weiterreisen würden. Die SBB begründeten diese Limite mit Sicherheitsbestimmungen für den Gotthardtunnel. Man dürfe nur mit 140 Prozent Belegung durch die Röhre fahren.

Nun hat man auch noch mit dem anderen neuen Tunnel, jenem am Lötschberg, Probleme. Kaum zu glauben, aber wahr: Durch Ritzen drang Wasser in den Tunnel und machte ein Durchkommen für Züge unmöglich. Das führt seit Tagen zu grossen Verspätungen auf der Linie zwischen Zürich und Brig.

Pannen, Pech und Peinlichkeiten

Es ist ein langsamer und trauriger Abstieg, den die stolze Eisenbahnnation Schweiz in den letzten Jahren verkraften musste. Viel zu spät haben Bundesrat, Parlament und auch die Bahn auf den regen Zustrom aus den EU-Ländern in die Schweiz reagiert, lieber haben sie damit verbundene Probleme schöngeredet. Anders ausgedrückt: Die Passagierzahlen stiegen von 251 Millionen im Jahr 2002 auf über 456 Millionen Personen im Jahr 2018. Anders als vom Bundesamt für Verkehr dargelegt, entwickelten sich die SBB aber keineswegs im Gleichschritt dazu.

Erst 2010 vergab man zum Beispiel den Auftrag über 62 Doppelstockzüge für 2 Milliarden Franken, nach Meinung von Experten erfolgte dies viel zu spät. Hinzu kamen die Komplikationen: Bis 2013 hätten die Kompositionen, die 10 Prozent mehr Sitzfläche bieten, ausgeliefert sein sollen. Tatsächlich verkehrte der erste dieser FV-Dosto-Züge erst ab 2017 auf dem SBB-Netz. Und was dann folgte, beschrieb die NZZ als eine fast endlose Serie von Pannen, Pech und Peinlichkeiten. Es wird zudem noch über ein Jahr dauern, bis alle bestellten 62 Doppelstockzüge auf der Schiene sein werden.

Die Politik reagierte auch erst 2012 auf den schon damals seit längerem kritisch wahrgenommenen Dichtestress in den Zügen, und

zwar mit der Botschaft zur Finanzierung und zum Ausbau der Eisenbahninfrastruktur, kurz Fabi genannt. Gleichzeitig wurde damals ein erster Ausbauschnitt bis 2025 in der Höhe von über 6,4 Milliarden Franken beschlossen. Den zweiten Ausbauschnitt mit Investitionen von 12,8 Milliarden Franken segnete das Parlament, wie schon erwähnt, im vergangenen Jahr ab. Es scheint, als sei die Bahn zu einem Fass ohne Boden geworden. Denn die bundesbernischen Verkehrsplaner gehen heute davon aus, dass der Bahnverkehr noch stärker wachsen wird, stärker als der Strassenverkehr, und dass weiterhin ein hoher Handlungsbedarf beim Schienenverkehr besteht.

Eigentlich zeigt sich gerade beim Bahnausbau am deutlichsten, wie blauäugig der Bundesrat 2002 in die Personenfreizügigkeitsfalle tappte. Das Abschaffen der Grenzbarrieren

Es scheint, als sei die Bahn zu einem Fass ohne Boden geworden.

bezeichnete die Regierung damals als grosse Chance für die schweizerische Wirtschaft. Und so war die Personenfreizügigkeit auch für die SBB kein Thema, wie sich Benedikt Weibel, der von 1993 bis 2006 die Geschicke der Bundesbahnen leitete, erinnert. «Wir haben aber Massnahmen ergriffen, um den zusätzlichen Verkehr zu bewältigen», sagt er. Man habe zwanzig Jahre lang das Konzept Bahn 2000 geplant, gebaut und am 12.12.2004 in Betrieb genommen. Damit wurde das Bahnangebot massiv ausgebaut. Weibel: «In der Folge nahmen die Personenfahrten auf dem Netz der SBB um 5 Prozent zu. Das Bevölkerungswachstum betrug im gleichen Zeitraum knapp 1 Prozent.» Was der frühere SBB-Chef nicht sagt: Die Bahn hatte in den Jahren davor gegenüber der Strasse massiv an Attraktivität verloren, denn jahrzehntelang hatte man kaum noch in die Infrastruktur investiert. Und Bahn 2000 sollte die SBB wieder zurück auf die Erfolgsstrasse bringen.

Steil nach oben schossen die Zuwanderungszahlen ausserdem erst nach dem Rücktritt von Weibel und dem Antritt von Meyer im Jahr 2006 – zeitweise waren es weit über 90 000 Personen pro Jahr, die in die Schweiz kamen. Noch 2012 registrierte man 81 000 Neuzuzüger.

Bautätigkeit führt ins Dilemma

Heute wächst die Schweiz jährlich immer noch um 55 000 Einwohner. Hat man das Problem bei der Bahn unterschätzt? Erstaunt liest man beispielsweise, dass die Experten in einem Bericht des Bundesamtes für Verkehr aus dem Jahre 2014, «Dokumentation Planungsgrundlagen STEP Ausbauschnitt 2030» (das Projekt wurde später in Fabi umgetauft und erweitert), für den Zeithorizont bis 2030 von 8,7 Millionen Einwohnern in der Schweiz ausgingen. Bereits 2019 zählte man aber 8,6 Millionen Personen.

In Zukunft muss wohl noch mehr gebaut werden als bisher. Noch immer fährt die Bahn auf Verschleiss, die Infrastruktur wird also schneller abgenutzt, als sie wieder erneuert wird. Gleichzeitig stürzt die vermehrte Bautätigkeit das Unternehmen in ein Dilemma: Man muss Züge umleiten oder wegen Bauarbeiten langsamer fahren lassen, die dann verspätet ankommen. «Bei hochbelasteten Knotenpunkten wie Lausanne und Genf Ausbau und Betrieb unter einen Hut zu bringen, ist eine Herausforderung», sagt VÖV-Direktor Stückelberger.

Es stellt sich darum auch die Frage: Scheitern die SBB letztlich an der Personenfreizügigkeit mit der EU? Das glaubt Stückelberger nicht. Die Probleme seien lösbar.

Der neue SBB-Chef Vincent Ducrot wird wohl sehr schnell Bundesrat und Parlament aufzeigen müssen, wie er diese Probleme lösen und mit den wachsenden Passagierzahlen klarkommen will – bevor die nächste Empörungswelle wegen Verspätungen, kaputter Klimaanlage und enger Platzverhältnisse über das Unternehmen hereinbricht. ○

Chaotischer Ausverkauf

Die Ruag-Führung kommt mit dem Verkauf der zivilen und kommerziellen Geschäfte in eine schwierige Phase. Der Flugzeugbau verursacht zunehmende Verluste.

Von Beat Gygi

Die Aufspaltung des bundeseigenen Rüstungskonzerns Ruag ist auf eine holprige Strecke geraten. Am 7. Januar meldete das Unternehmen, dass Konzernchef Urs Breitmeier die Firma verlasse. Verwaltungsrat und CEO trennen sich laut den Angaben in gegenseitigem Einvernehmen «nach erfolgreicher Entflechtung der Ruag zum Jahresanfang 2020». Wie die Auftrennung der Ruag vor sich gehen soll, hatte Bundesrätin Viola Amherd im Frühling 2019 dargelegt. Ruag wird gut zwanzig Jahre nach der Gründung als zivil-militärische Kombination wieder zerlegt, und zwar erstens in einen bundeseigenen, auf die Schweizer Armee ausgerichteten Rüstungsbetrieb (Maintenance, Repair, Overhaul: MRO) und zweitens ein kommerziell orientiertes Technologieunternehmen Ruag International, das schrittweise privatisiert werden soll. Dirigiert wird dies durch die Obergesellschaft, welche die beiden Zweige kontrolliert und in der die Tessinerin Monica Duca Widmer Mitte 2019 zur Verwaltungsratspräsidentin gewählt wurde.

Am 13. Januar kam es im Management zu einem weiteren Abgang per Ende Februar, nämlich dem von Volker Wallrodt, dem Geschäftsführer von Ruag Aerospace Services GmbH in Oberpfaffenhofen. Und bereits im Herbst war Philipp Berner, verantwortlich für die vormalige Division Ruag Aviation, abgetreten. Damit steht der auf die zivile beziehungsweise kommerzielle Luftfahrt ausgerichtete Teil des Ruag-Konzerns ohne die bisherigen Führungsleute da, obwohl diese jetzt nötig wären.

Kein Management mehr

Die Ruag-Führung betont, dass zwischen den drei Abgängen kein Zusammenhang bestehe, aber es fällt doch auf, dass die drei Positionen eine Treppe bilden: Wallrodt leitete den Ruag-Standort in Oberpfaffenhofen bei München, wo Flugzeuge erstens für Private und zweitens für die deutsche Armee betreut, gewartet oder modifiziert werden und wo drittens auch die zweimotorige Turboprop-Maschine Dornier 228 gebaut wird, ein robustes 19-sitziges Mehrzweckflugzeug. Vorgesetzter von Wallrodt war Berner als Leiter der Division, und darüber war Konzernchef Breitmeier.

Das Problem ist nun, dass der Standort Oberpfaffenhofen, also Wallrodt's Einheit, im Zuge der Entflechtung der Ruag-Gruppe verkauft werden soll und dass somit mitten im Verkauf

genau sah, welche Marge die zivilen und welche die VBS-Geschäfte erbrachten. Das ist brisant, weil früher der Verdacht aufgekommen war, die Ruag verrechne dem VBS überhöhte Preise, um damit die schwachen Zivilgeschäfte querzusubventionieren. Die Vermengung der Geschäfte erschwerte die Transparenz, und die Auftrennung der Ruag hat Bundesrätin Amherd 2019 unter anderem damit begründet, dass dadurch Quersubventionen verunmöglicht werden sollen.



Quersubventionen: Konzernchef Breitmeier.

kaufprozess das Management nicht mehr da ist, das die Verhältnisse kennt. Laut Angaben von möglichen Kaufinteressenten verzögern sich nun Gespräche mit Ruag-Verantwortlichen. Andere Standorte des Bereichs Aviation wurden schon weggegeben oder verkauft (Genf, Lugano) oder geschlossen (Bern).

Oberpfaffenhofen mit der Produktionsstätte für die Dornier 228 ist im Ruag-Gefüge von besonderer Bedeutung, weil es in der Gruppe die einzige Einheit ist, bei der die Ertragskraft des zivilen Geschäfts beobachtbar ist, denn in Deutschland ist ein eigener Buchhaltungsabschluss zu erstellen. In den anderen Teilen von Ruag wurden ab 2016 jeweils zivile und für das VBS erbrachte militärische Aktivitäten in der Buchhaltung so kombiniert, dass man nicht

genau sah, welche Marge die zivilen und welche die VBS-Geschäfte erbrachten. Das ist brisant, weil früher der Verdacht aufgekommen war, die Ruag verrechne dem VBS überhöhte Preise, um damit die schwachen Zivilgeschäfte querzusubventionieren. Die Vermengung der Geschäfte erschwerte die Transparenz, und die Auftrennung der Ruag hat Bundesrätin Amherd 2019 unter anderem damit begründet, dass dadurch Quersubventionen verunmöglicht werden sollen.

Die Eidgenössische Finanzkontrolle war der Quersubventions-Frage in einer Untersuchung 2019 nachgegangen und aufgrund der verfügbar gemachten Unterlagen zum Befund gekommen, dass dem VBS zwar hohe Margen, bis zu 15 Prozent, belastet worden seien – dass dies aber vertragskonform gewesen sei, gebilligt durch die willig zahlende Armee. Neueste Informationen lassen nun vermuten, dass der Kontrast zwischen Zivil-/Markt- und Armee-Margen wohl grösser gewesen sein könnte. Der soeben öffentlich gemachte Abschluss 2018 für die deutsche Gesellschaft in Oberpfaffenhofen zeigt nämlich einen Verlust von gut 13 Millionen Euro, etwas mehr als 2017 (11,3 Millionen). Der Abschluss 2016 war leicht negativ gewesen, nur 2015 hatte vorher etwas Gewinn gebracht.

Teure Stilllegung

Die jüngste Verschlechterung mit der Verlustzahl wirft neue Fragen zur Bewertung des Pakets auf, das Ruag verkaufen will. Was macht man in Oberpfaffenhofen überhaupt? Neben den Businessflugzeug-Dienstleistungen und der nun auslaufenden Betreuung der Bundeswehr-Maschinen sollten in der Flugzeugproduktion pro Jahr gemäss ursprünglichen Plänen etwa ein halbes Dutzend Dornier 228 verkauft werden, in einem summarischen Verkaufsprospekt ist sogar von einer maximalen Kapazität von einem Dutzend die Rede. Laut Angaben der Ruag sind seit 2016 aber lediglich drei solche Maschinen ausgeliefert worden, eine auf die Kanalinseln, zwei nach Japan. Kapazitäten und Belegschaft in Oberpfaffenhofen müssen also unterausgelastet sein, was teuer ist, und die neuesten Informationen zur Rechnung deuten darauf hin, dass mit jedem Hinauszögern des Verkaufs Kosten auflaufen. ○



«Immer noch ein Papierflieger»: Trainingsflugzeug M-345.

Feuer frei gegen neue Kampfjets

Die Sozialdemokraten wollen angeblich eine halb so teure Luftverteidigung wie vorgeschlagen, eigentlich aber ohne Ausgaben. Am öffentlichen Hearing widersprach der SP der eigens beigezogene Nato-Experte. Von Christoph Mörgeli

In der Sicherheitspolitik der SP Schweiz zieht seit vielen Jahren der Historiker Peter Hug die Strippen. Der einflussreiche Einflüsterer im Generalsekretariat wirkt bewusst im Hintergrund, leistet aber die gesamte konzeptionelle Grundlagenarbeit. Gegen aussen inszenieren sich derweil vor allem Frauen ohne persönliche Armeeerfahrung. Früher waren es Barbara Haering, Chantal Galladé oder Evi Allemann, gegenwärtig ist es hauptsächlich die Zürcher Nationalrätin Priska Seiler Graf.

Die konkreten sicherheitspolitischen Vorschläge der Sozialdemokraten leiden allerdings an einem Glaubwürdigkeitsproblem: Denn im derzeitigen Parteiprogramm steht nach wie vor: «Die SP setzt sich für die Abschaffung der Armee ein.» Weniger bekannt ist aber der nächste Satz: «Bis dieses Ziel erreicht ist, soll die Schweizer Armee massiv ab- und umgebaut werden.»

Diese Ab- und Umbaustrategie prägt Parteisekretär Peter Hug, ein Armeeausschaffer der ersten Stunde. Er rief seinerzeit zum «sozialen antimilitaristischen Kampf» auf und freute sich als Stimme der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) über die «fantastische Bewegung», die man nun «in ein konkretes Veränderungspotenzial umsetzen» müsse. Gegen-

über der *Wochenzeitung* führte Militärtheoretiker Hug aus: «Die Schwierigkeit besteht darin, von einem fundamentalistischen zu einem graduallistischen Konzept zu gelangen, das mehrheitsfähig ist.»

«Kohärentes Konzept»

Darum plädiert er auch beim Luftwaffenkonzept «Air 2030» des Bundesrats für ein raffinierteres Vorgehen der Linken. Vor einer Sitzung der zuständigen SP-Fachkommission vom 12. Juni 2018 schrieb Peter Hug seinen Genossen, man müsse neben der Verlängerung der Nutzungsdauer der Kampfflugzeuge F/A-18 über die Kosten sprechen. «Würden wir <null> sagen, so riskierten wir, uns aus dem Spiel zu verabschieden. Besser präsentieren wir ein Konzept, das in sich kohärent ist. Das ist das Ziel.»



Parteisekretär Hug.

Die SP-Strategie zum Schutz des Schweizer Luftraums ist also im Grunde ein einziges Tun-als-ob. Indem die Linkspartei ein in sich geschlossenes Beschaffungssystem präsentiert, hofft sie, ihre sicherheitspolitische Glaubwürdigkeit gegen aussen möglichst aufrechtzuerhalten. Zu diesem Zweck bestellte die SP eine hundertseitige Studie mit dem Titel «Schweiz Air 2030 plus». Hauptautor war der

in Deutschland aufgewachsene Michael Unbehauen, ein schon in jungen Jahren aus dem Militär ausgeschiedener niederrangiger US-Luftabwehroffizier.

Zuvor hatte der CEO der kommerziell ausgerichteten Acamar im Frühjahr 2019 das Verteidigungsdepartement in aggressiver, anmassender Form gedrängt, ihn mit einer Studie zu beauftragen. Nachdem er beim VBS abgeblitzt war, heuerte Unbehauen bei der SP an. Er kanzelte die umfassende, breit anerkannte Bedrohungsanalyse des VBS von 2017 als «unrealistisch, kurzfristig und nicht zeitgemäss» ab. Die beinahe vollständige Abhängigkeit von Kampfflugzeugen zum Schutz des Schweizer Luftraums sei bedenklich. Denn diese seien überbewertet und könnten ballistischen Lenkwaffen nichts entgegensetzen. Nur: Boden-Luft-Lenk Waffen sind für den Luftpolizeidienst gänzlich ungeeignet, da sie bloss die Alternativen Abschuss oder Nichtabschuss bieten. Alexis Pfefferlé, ein Genfer Jurist und Spezialist in Fragen der digitalen Sicherheit, warf in der Zeitung *Le Temps* bezüglich Acamar die Frage auf: «Wie zum Teufel hat die SP dieses Beratungsunternehmen gefunden?» Es handelt sich nämlich um eine virtuelle Firma ohne Büroadresse, die gerade mal ein halbes Jahr existierte, als sie ihre Studie zum Schweizer Luftraum abschloss. Vor diesem Bericht für die SP Schweiz veröffentlichten die Gründer von



sehens. Redaktionsleiter Mario Poletti ist ein enger Kampfgefährte von SP-Vordenker Hug, kennt man sich doch aus gemeinsamen Tagen in der Arbeitsgemeinschaft für Rüstungskontrolle und ein Waffenausfuhrverbot (ARW). Dass die Sicherheit bei der SP weniger zählt als das Kostenargument, versuchte Priska Seiler Graf nicht erst zu verbergen: «Ich finde, es hat schon sehr viele Vorteile, auch von der Kostenseite her, vor allem von der Kostenseite.» Ihr Kollege Pierre-Alain Fridez ergänzte: «Damit würde enorm viel Geld freierwerden. Wir brauchen das Geld für andere wichtige Dinge, wie zum Beispiel die Energiewende.»

An einer «öffentlichen Anhörung» im Vorfeld des nationalrätlichen Entscheids über die Kampfflugzeugbeschaffung konnte SP-Fraktionschef Roger Nordmann am 20. November letzten Jahres etwa ein Dutzend Journalisten begrüßen. Nordmann schilderte eingangs nicht etwa die sicherheitspolitische Grosswetterlage, sondern beklagte wortreich, dass den teilnehmenden Parlamentariern kein Sitzungsgeld ausgerichtet werde. Opfer dieses Sparkurses waren neben ihm selber die Zürcher Nationalrätin Priska Seiler Graf und Pierre-Alain Fridez; Ständerat Daniel Jositsch liess sich nicht blicken.



Nationalrätin Seiler Graf.

Untaugliches Konzept

Zur peinlichen Überraschung der Veranstalter äusserte sich der zugezogene ehemalige Bundeswehr-Generalleutnant Friedrich W. Ploeger ausdrücklich gegen das SP-Konzept. Das Spektrum einer effizienten Luftverteidigung sei mit einem System, das auf der italienischen M-346FA basiere, «nicht abgedeckt». Zudem seien die F/A-18 entgegen den Vorstellungen der SP kaum noch einsatzbereit. Denn diese Kampffjets hätten in der Schweiz im Gegensatz zu den anderen Ländern einen grösseren Anflugwinkel sowie eine höhere Sinkkraft auf die Landebahn; auch würden die Fahrwerke stärker beansprucht. Damit seien sie weit intensiver belastet – vergleichbar mit dem Anflug auf Flugzeugträger. Eine bodengestützte Luftverteidigung sei lediglich als Ergänzung zum Schutz wichtiger Objekte notwendig, betonte Ex-General Ploeger. Den gesamten Luftraum könne sie unmöglich schützen. Dabei setzt die SP mit ihrem Drei-Milliarden-Konzept massiv auf diese Strategie.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* widerspricht der hochdekorierte Nato-Luftsicherheitsspezialist der SP noch deutlicher: «Weil der Schweizer Luftraum relativ klein ist, muss man rasch rankommen. Ein Flugzeug muss also sicher Überschall fliegen können, was ein Trainingsflugzeug nicht leistet.» Nach Meinung von Friedrich W. Ploeger kommt die Schweiz nicht um ein grösseres, schwereres und schnelleres

Flugzeug herum. Das von der SP bevorzugte Billigmodell M-346FA sei «immer noch ein Papierflieger und noch kein Kampfflugzeug», kurz: «Es ist noch nicht zu Ende entwickelt.» Man müsse nach dem definitiven Ende der F/A-18 ohnehin wieder «etwas Grosses» kaufen: «Die Diskussion um die Kampfflugzeuge ginge dann also wieder von neuem los. Die vorgeschlagene Lösung der SP wäre lediglich ein Aufschub.» Dies hinderte den amerikanisch-deutschen Think-Tanker Michael Unbehauen nicht, am öffentlichen SP-Hearing wortreich die Gefahr von Raketen aus Russland und aus dem Iran zu beschwören, während doch die Nato das Eindringen von Kampfflugzeugen in die Schweiz verhindern werde.

Verunsicherung und Zweifel

Verteidigungsministerin Viola Amherd (CVP) fiel es im Parlament nicht schwer, die leichten Kampfflugzeuge der SP als zu wenig leistungsfähig in Situationen erhöhter Spannungen oder bewaffneter Konflikte zu disqualifizieren. Auch sei das sozialdemokratische Zwei-Flotten-Konzept logistisch zu kompliziert und zu teuer. Markus Gygax, der frühere Schweizer Luftwaffenchef, sagt es so: «Ein Abfangjäger muss etwa eineinhalb Mal so schnell fliegen können wie das

Flugzeug, das er abfängt.» Infolgedessen könne ein Trainingsflugzeug wie die italienische M-346FA «nicht einmal ein ziviles Passagierflugzeug abfangen».

Für Stefan Hostenstein, den Präsidenten der Schweizerischen Offiziersgesellschaft, wäre es konsequenter, die SP würde «statt ihres wiederholten Gesäusels rund um die leichten Kampfflugzeuge ehrlicherweise das ganze Geschäft ablehnen: «Diese sind für die Luftverteidigung schlicht keine Alternative. Die Partei foutiert sich im Luftverteidigungsbereich um die schnelle Reaktionszeit, die entsprechenden Höhen und die erforderliche Geschwindigkeit.» Doch das gegen innen erklärte Ziel der Linken ist es – wie seinerzeit bei der Gripen-Abstimmung –, zu verunsichern und Zweifel zu säen. Die SP hat denn auch zusammen mit den Grünen und der GSoA das Referendum ergriffen und wird bei der (voraussichtlichen) Volksabstimmung vom 27. September für ein Nein eintreten. Dabei wäre es laut einem Insider ein Traum der Linken, dass Details über den Typenentscheid schon vor der Abstimmung gegen aussen dringen würden, womit man das derzeit mächtigere Pro-Lager spalten könnte. Derweil versichert Nationalrätin Priska Seiler Graf, angesprochen auf ihren italienischen Billig-Pseudo-kampfflieger: «Es ist uns grausam ernst.»

Mitarbeit: Roman Zeller

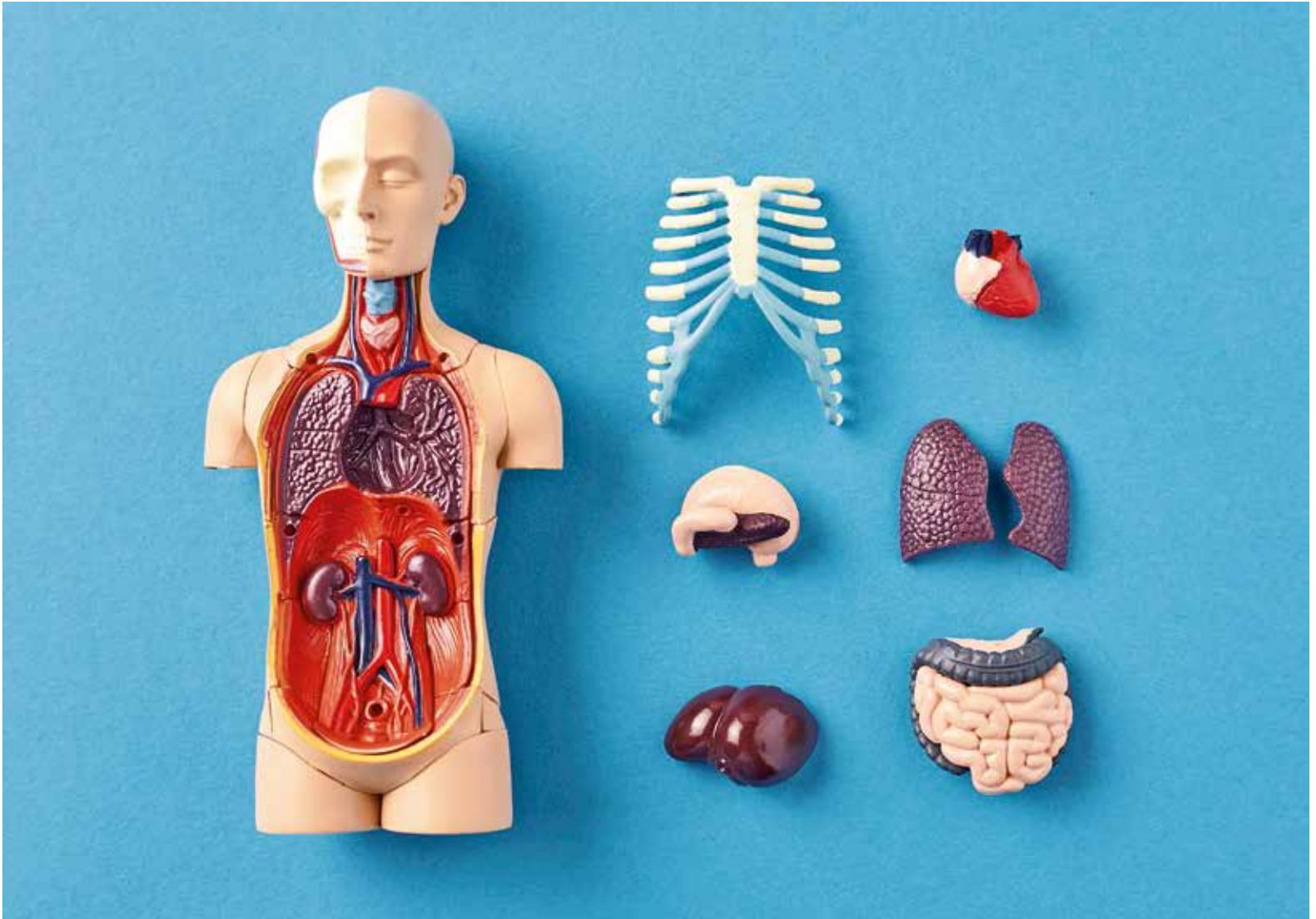
Acomar als einziges Dokument ein dreiseitiges Papier zu Guyana und Venezuela sowie – auf eigene Rechnung – eine 15-seitige Studie über amerikanische Raketen, versehen mit einer Datenbank wissenschaftlicher Artikel, vor denen die ETH Zürich ausdrücklich warnt.

Unterstützt durch dieses dubiose Gutachten, gelangte die SP letzten Herbst zu folgendem «kohärenten» Konzept: Anstelle des vom Bundesrat vorgeschlagenen, mittlerweile auch vom Parlament getragenen Beschlusses, neue Kampfflugzeuge für sechs Milliarden sowie ein neues System zur bodengestützten Luftverteidigung (Bodluf) für zwei Milliarden Franken zu beschaffen, soll der Kostenrahmen für beides auf vier Milliarden Franken halbiert werden. Während das VBS bei den Kampfflugzeugen 2021 zwischen dem deutschen Eurofighter, dem französischen Rafale sowie den beiden amerikanischen Typen F/A-18 Super Hornet oder F-35A auswählen will, propagiert die SP den Billigjet M-346FA des italienischen Konzerns Leonardo. Dieses zum «leichten Kampffjet» aufgepeppte Trainingsflugzeug wäre zum Bruchteil eines Hochleistungskampfflugzeugs zu bekommen. So rechnet die SP mit lediglich einer Milliarde Anschaffungskosten für die Flugwaffe, will aber für die Boden-Luft-Abwehr drei Milliarden Franken ausgeben. Die italienischen Flieger sollen nach sozialdemokratischer Vorstellung die bisherigen F/A-18 entlasten, die dann weit über die vom VBS verordnete Auslaufzeit im Einsatz blieben.

Ende Oktober reiste Peter Hug mit drei SP-Sicherheitspolitikern öffentlichkeitswirksam «in geheimer Mission» nach Venegono zum Leonardo-Konzern, der aus der korrupsionsgeschüttelten Firma Finmeccanica hervorgegangen ist. Mediales Unterstützungsfeuer schoss die «Rundschau» des Schweizer Fern-

Wann ist der Mensch tot?

Der Bundesrat will jeden Toten prinzipiell zum Organspender machen. Gegner kritisieren, dass Patienten im Interesse der Transplantationsmedizin vorschnell für tot erklärt würden. Stimmt das? *Von Katharina Fontana*



Grauzone zwischen Leben und Tod.

Am 3. Dezember 1967 wurde in Kapstadt Medizingeschichte geschrieben. Der Chirurg Christiaan Barnard führte die erste Herztransplantation durch und pflanzte Louis Washkansky das Herz der 25-jährigen Denise Darvall ein, die tags zuvor auf der Strasse überfahren worden war und mit einem irreversiblen Hirnschaden im Spital lag. Die Organtransplantation war ein Erfolg, auch wenn Washkansky selber nicht viel davon hatte: Rund zwei Wochen später starb der 54-jährige Gemüsehändler an einer Lungenentzündung. Mit der stürmischen Entwicklung der Transplantationsmedizin und nach Barnards Pioniertat setzte sich Ende der 1960er Jahre weltweit ein neues Todeskonzept durch: der Hirntod. Man einigte sich darauf, dass ein Mensch als tot anzusehen ist, wenn sein Gehirn tot ist – was die Entnahme

der lebenswichtigen Organe möglich macht. Das Schweizer Transplantationsgesetz formuliert es wie folgt: «Der Mensch ist tot, wenn die Funktionen seines Hirns einschliesslich des Hirnstamms irreversibel ausgefallen sind.»

«So viel Lebendigkeit»

Ob das Hirntod-Konzept tatsächlich richtig ist, ist allerdings eine andere Frage. Und diese Frage bekommt in der Schweiz nun neue Aktualität, da sich bei der Organspende eine grundlegende Änderung anbahnt. Heute darf eine Transplantation nur vorgenommen werden, wenn die Zustimmung des Verstorbenen vorliegt oder wenn die nächsten Angehörigen in die Entnahme einwilligen. Eine Volksinitiative will das umkehren: Künftig soll jeder Mensch, der im Spital stirbt, zum potenziellen Spender

von Herz, Lunge, Leber und anderem werden, sofern er sich nicht zu Lebzeiten ausdrücklich gegen die Organentnahme ausgesprochen hat – das nennt man Widerspruchslösung. Der Bundesrat lehnt die Initiative zwar pro forma ab, schlägt aber einen eigenen Gesetzesentwurf vor, der die Widerspruchslösung im Grundsatz ebenfalls festschreibt, den Angehörigen aber immerhin ein Widerspruchsrecht gibt.

Unter Medizinern, Ethikern und Juristen wird seit längerem darüber diskutiert, ob Hirntote tatsächlich Tote sind oder nicht vielmehr Sterbende, die im Interesse der Transplantationsmedizin vorschnell für tot erklärt werden. Zweifel am Hirntod-Konzept äusserte hierzulande beispielsweise Stephanie Burch in einem *Jusletter*-Beitrag von 2010: «Können wir uns tatsächlich sicher sein, dass

der Tod mit dem «Tod des Gehirns» eintritt, dass der Sterbeprozess in diesem Moment zu Ende ist?» Müsse man «in dubio pro vita» nicht eher davon ausgehen, dass Hirntote noch Lebende seien, fragte die Juristin. Vehemente Kritik am Hirntod-Konzept und an der Widerspruchslösung kommt namentlich vom Verein Äpol, der sich aus Hausärzten, Psychotherapeuten und Intensivpflegefachleuten zusammensetzt. Die Medizin wisse zu wenig über Sterben und Tod, als dass Organentnahmen «am Lebensende» verantwortbar wären. Beim Hirntod seien lediglich drei Prozent des Körpers tot, 97 Prozent nicht. Organspendern werde «das lebendige Herz aus der Brust geschnitten», heisst es bei Äpol drastisch.

Tatsächlich ist es nicht einfach, das Hirntod-Konzept ohne weiteres hinzunehmen. Denn der hirntote Mensch sieht keineswegs tot aus. Er atmet, ist rosig und warm, hat Körperausscheidungen. Das Gehirn ist tot, doch der Körper ist es nicht. Hirntote sind keine Leichen – wären sie es, könnte man ihre Organe nicht mehr transplantieren, denn diese müssen vital sein, damit sie beim Empfänger funktionieren. Hirntote werden deshalb auch wie Intensivpatienten versorgt. «Es fragt sich, ob ein Verständnis des Todes wirklich akzeptabel ist, das so viel Lebendigkeit der vermeintlich Toten zulässt», sagt der deutsche Philosophieprofessor Ralf Stoecker, der sich eingehend mit den ethischen Aspekten des Hirntod-Konzepts befasst hat.

Vollnarkose für einen Toten

Franz Immer kennt die Kontroverse. Und er weiss bestens, worum es geht, denn er hat selber rund fünfzig Herzen entnommen. Der Herzchirurg und Direktor der nationalen Stiftung Swisstransplant, welche im Auftrag des Bundes die Spenderorgane zuteilt und die Warteliste führt, engagiert sich an vorderster Front für die Widerspruchslösung. Wir möchten von ihm wissen: Ist ein Hirntoter wirklich tot? «Formaljuristisch ist er es, ja. Und auch medizinisch ist es richtig, von Tod zu sprechen. Wer hirntot ist, wird nie mehr von einer Beatmungsmaschine wegkommen, der Weg zurück ins Leben ist endgültig verschlossen. Doch anders als bei einer Leiche, die kalt und blass ist, halten intensivmedizinische Massnahmen den Kreislauf und die Atmung aufrecht.» Letztlich gehe es um die Grundfrage, was eine Gesellschaft als Leben ansehe und wosie die Grenze ziehen wolle, sagt Immer. «Wir als Gesellschaft haben uns darauf geeinigt, dass der komplette und unwiderrufliche Ausfall des Gehirns als Tod gilt, denn ein derartiges Dahinvegetieren hat nichts Lebenswertes mehr an sich. Das kann man natürlich hinterfragen.» Es gebe Strömungen, etwa im Buddhismus, laut denen der Mensch erst tot sei, wenn die letzte Zelle nicht mehr funktioniere. So lange sei der Körper in Ruhe zu lassen – das könne bis zu sieben Tage dauern.

Die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) hat 2017 neue Richtlinien zur Feststellung des Todes erlassen, die für die Organtransplantationen massgeblich sind. Es gibt zwei Gruppen von möglichen Organspendern: jene, bei denen zuerst das Hirn stirbt, und jene, bei denen zuerst das Herz stillsteht und daraufhin das Hirn ausfällt; rund dreissig Prozent der Spender gehören zu den Letzteren. Die Organentnahme ist je nach Spendergruppe unterschiedlich. Die Hirntoten – häufig sind es Menschen mit einer schweren, nicht mehr behandelbaren Hirnblutung – erhalten während der Organentnahme im Operationsaal eine Vollnarkose. Dies, weil das Rückenmark noch durchblutet ist und das vegetative Nervensystem reagiert. Ohne Vollnarkose würden Blutdruck und Puls nach oben schnellen, der Spender würde schwitzen und sich reflexartig bewegen. Für Franz Immer ist dieses Vorgehen «Ausdruck von Respekt dem Spender gegenüber; man soll ihm das ersparen. Und es macht es auch für die

Es irritiert, wenn sich der Staat zum Fürsprecher der Transplantationsmedizin macht.

behandelnden Ärzte einfacher, denn für sie ist eine Organentnahme ebenfalls eine spezielle Situation. Die klaren gesetzlichen Regelungen sind bei diesem Eingriff wesentlich.»

Bei der zweiten Gruppe, den Herztoten, handelt es sich um Patienten mit aussichtsloser Prognose, deren lebenserhaltende Therapie abgebrochen wird, weil man sie sterben lassen möchte. Der Patient wird dazu in den Operationsaal gebracht, die Angehörigen können dort von ihm Abschied nehmen. Kommt es zum Herz-Kreislauf-Stillstand, prüfen die Ärzte während mindestens fünf Minuten, dass das Herz kein Blut mehr auswirft. Dann wird der Hirntod festgestellt. Nach dem Hautschnitt werden die Organe, die man einem Empfänger zuteilen konnte, mit einer Lösung gekühlt, damit sie keinen Schaden nehmen. Die SAMW hat die Frist zwischen Herz-Kreislauf-Stillstand und Hirntod-Diagnose in ihren Richtlinien von 2017 von zehn auf fünf Minuten halbiert. Es gibt Länder, die eine kürzere Wartezeit vorschreiben, am anderen Ende der Skala ist Italien mit zwanzig Minuten.

Organspende-Gegner kritisieren, dass gewisse Hirnregionen nach fünf Minuten noch vital seien und man die herztoten Spender zu früh für tot erkläre. Im Parlament ist dazu eine Interpellation der EVP-Nationalrätin Marianne Streiff hängig. Franz Immer teilt diese Auffassung nicht: «Es trifft zu, dass es mehrere Stunden dauern kann, bis sämtliche Zellen abgestorben sind. Doch das ändert nichts daran, dass das Gehirn ohne Sauerstoff schon nach fünf Minuten irreversibel ausgefallen ist –

Neurologen sind da ganz klar. Das heisst, der Patient wird nie mehr wach.» Es gebe Länder, die ab dem Herzstillstand nur zwei, drei Minuten warteten, er selber halte das für zu kurz. Die Schweiz ist laut Franz Immer zudem eines der ganz wenigen Länder, in denen man den Herz-Kreislauf-Stillstand zusätzlich mit Ultraschall überprüft, um wirklich nachzuweisen, dass das Herz auch mechanisch kein Blut mehr auswirft. Anderswo begnüge man sich damit, ein Elektrokardiogramm durchzuführen oder sogar nur den arteriellen Blutdruck am Unterarm zu messen – für den Herzchirurgen eine medizinisch-technisch fragwürdige Methode.

Laut den Ärzten von Äpol gibt es keine Beweise, dass die Organentnahme den Spendern nicht schade. Die wissenschaftliche Medizin wisse nicht, «ob das Weiterleben eines Teils des Körpers ohne Hirn, verteilt auf fremde Körper, für Spender Folgen hat». Franz Immer dagegen glaubt nicht, dass die Entnahme der Organe einen Menschen daran hindere, in Würde und Frieden zu sterben. «Niemand weiss, was auf der seelischen Ebene geschieht, wenn wir sterben. Auch ich kenne die Geheimnisse und die mystischen Aspekte des Sterbeprozesses nicht. Ich bin mir aber sicher, dass der Spender von den Vorgängen nichts mitbekommt und man ihm kein Leid zufügt. Die Organspende im Tod ermöglicht zudem Menschen ein Weiterleben, das Wiederlangen von Lebensqualität.»

«Man stirbt an der Krankheit»

Als Fazit lässt sich sagen, dass die Transplantationsmedizin auf einem Todeskonzept beruht, das man in guten Treuen für nicht restlos überzeugend halten kann. Auch für Philosophieprofessor Ralf Stoecker steht die These, dass Organspenden schon tot sind, auf wackligen Füßen; für ihn befinden sich diese Menschen in einer «Grauzone zwischen Leben und Tod». Dennoch hält er die Organspende für ethisch zulässig, weil man die Spender «keiner Zukunft mehr berauben kann und weil auf der anderen Seite die Organempfänger erheblich von der Transplantation profitieren».

Wie auch immer man zur Organentnahme steht: Ob man dereinst spenden will, ist ein höchstpersönlicher Entscheid. Insofern irritiert es, wenn sich der Staat zum Fürsprecher der Transplantationsmedizin macht – wie es derzeit der Bundesrat tut – und mit dem Moralappell, dass sonst Schwerkranke sterben müssten, für die Organspende wirbt. Der Arzt Werner Niederer hat jüngst in der *Schweizerischen Ärztezeitung* treffend festgehalten, dass die Behauptung, in der Schweiz sterbe wegen Organmangels jeden zweiten Tag ein Mensch, an Irreführung grenze. «Die Menschen, die vergeblich auf eine Transplantation gewartet haben, sterben wegen ihrer Krankheit.» ○



Machtlose Akteure: Westjordanland.

Giesskannen für Palästina

Ein neuer Bericht des Bundesrates zeigt, wie im Gazastreifen und im Westjordanland Schweizer Steuergelder verschwendet werden.

Von Pierre Heumann

Die beiden parlamentarischen Aufträge waren klar formuliert. Der Bundesrat solle die Verwendung von Steuergeldern «für Rassismus, Antisemitismus und Hetze» unterbinden (Motion Imark) sowie über die Finanzierung palästinensischer und israelischer NGOs informieren (Postulat Bigler).

Unterstützung für Terrorverherrlicher

Die Resultate der Zusammenarbeit mit NGOs in den palästinensischen Gebieten und in Israel seien «insgesamt zufriedenstellend», schreibt der Bundesrat in seiner Antwort. Was erstaunt. Denn sein Bericht zeigt, dass die Hilfsgelder alles andere als optimal eingesetzt werden. Zentrale Ziele und Kriterien, die der Bundesrat den Entwicklungshelfern gesetzt hat, werden nicht erfüllt. Denn ein grosser Teil der Mittel wird nämlich nach dem Giesskannenprinzip an NGOs im palästinensischen Westjordanland und im Gazastreifen ausgeschüttet. Dabei handelt es sich oft um Minisummen. So überwies der Bund im Jahr 2017 ein Viertel des Gesamtbudgets des Schweizer Programms für Israel und Palästina an insgesamt 69 Organisationen. Das war vielleicht stets gut gemeint – aber ob damit ein «nachhaltiger» Einfluss erzielt werden konnte, wie es der Bundesrat fordert?

Diese Frage stellt sich zum Beispiel bei der Zirkusschule im Westjordanland, die vor drei Jahren 6910 Franken erhielt, oder beim Hayat Center for Women's Legal Research, wo im vergangenen Jahr 6526 Franken aus Bern eintrafen. Mehr als das: Die Vielzahl der

NGOs, die am Deza-Tropf hängen, gefährdet die Kontrolle und den Einfluss der Schweiz. Die vom Bundesrat geforderte «sorgfältige Auswahl» der begünstigten NGOs, die Deza-Beamte vornehmen sollten, ist kaum möglich. Die «Steuerungs- und Kontrollmechanismen» des Aussendepartements hätten sich im Nahostkontext bewährt, schreibt der Bundesrat zwar. Aber es kommt wiederholt zu Zahlungen an NGOs, die den ausserpolitischen Prinzipien des EDA diametral widersprechen.

Die in Jerusalem ansässige Organisation «NGO Monitor», die aus einer pro-israelischen Perspektive palästinensische NGOs analysiert, nennt in einem Ende Januar veröffentlichten Bericht drei dubiose Organisationen, die Geld aus Bern erhalten. Unterstützt wird die Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP), eine terrorverherrlichende Gruppe, die mit

radikalen Gruppen wie der Hamas und dem Islamischen Dschihad kooperiert. Deza-Mittel erhält auch die NGO Addameer, die palästinensischen Gefangenen, die in israelischer Haft sind, Rechtshilfe gibt. Laut NGO Monitor haben mehrere ehemalige und aktive Mitarbeiter von Addameer enge Beziehungen zur PFLP. Wegen ihrer Nähe zur Terrorgruppe PFLP sei Addameer ein «unangemessener» Partner für Regierungen, die sich für Menschenrechte einsetzen, schreibt NGO Monitor.

Sie findet, dass eine weitere NGO auf die schwarze Liste gehört, die von Bern gefördert wird: die Al-Dameer Association for Human Rights. Deza-Mitarbeiter beschreiben den Zweck von Al-Dameer mit der «Förderung des Rechts auf Vereinigungsfreiheit und des Verbots von Folter in Gaza». Aber Al-Dameer, meint NGO Monitor, sei mit der PFLP ebenfalls sehr eng verbandelt. Als Anti-Friedens-Gruppe gilt bei NGO Monitor zudem das Palestinian Centre for Human Rights im Gazastreifen, das sich laut Deza unter anderem für die Achtung demokratischer Grundsätze einsetzt.

Die israelischen Experten von NGO Monitor sehen das anders. Der Gründer des Menschenrechtszentrums, der Anwalt Raji Sourani, sei früher Mitglied bei der PFLP gewesen und bis heute stolz auf seine Terrorvergangenheit, wie er selber betone. Das Menschenrechtszentrum in Gaza setze sich vor allem dafür ein, ranghohe israelische Vertreter in europäischen Ländern vor Gericht zu bringen, zum Beispiel die

Deza: Wohin das Geld fliesst

(2018, in Mio. Fr.)

	Humanitäre Hilfe	Entwicklungszusammenarbeit	Total	Bevölkerung (in Millionen)
Afrika	117,4	261,7	379,2	1216
Sudan	9,1	–	9,1	41
Ägypten	1,0	4,2	5,2	98
Eritrea	–	0,7	0,7	6
Lateinamerika	27,3	72,9	100,2	642
Kolumbien	12,7	0,2	12,9	50
Bolivien	1,6	20,2	21,8	11
Asien	145,0	189,3	334,3	648
Bangladesch	13,0	22,2	35,2	161
Besetztes palästinensisches Gebiet	14,4	12,0	26,4	4

QUELLEN: DEZA, LÄNDERSTATISTIKEN

Krasses Missverhältnis.

ehemalige Aussenministerin Tzipi Livni. Terrorverbindung hin oder her: Aus Bern wurden dem Zentrum in den Jahren 2017 und 2019 insgesamt 400 000 Franken gutgeschrieben.

Ein Teil der Gelder geht zudem an Organisationen, die längst obsolet sind und keine «nachhaltige» Wirkung haben. So erhielt die «Genfer Initiative» in den Jahren 2017 und 2019 insgesamt mehr als 600 000 Franken überwiesen. Die Genfer Initiative ist ein Relikt aus der Amtszeit der ehemaligen Aussenministerin Micheline Calmy-Rey. Sie hatte den Grundstein für eine israelisch-palästinensische Gruppe gelegt, die einen Friedensplan für eine Zwei-Staaten-Lösung ausarbeitete. Die Genfer Initiative, die von Anfang an keine Erfolgschancen hatte, weil sie auf machtlose Akteure setzte, ergibt zwar keinen Sinn und beschäftigt vor allem sich selber – aber sie verschlingt einen nicht unbedeutenden Teil der Deza-Gelder.

Falsche Informationen

Der Bericht des Bundesrates enthält zudem bei einem Teil der geförderten NGOs falsche Informationen, zum Beispiel bei der Gruppe «Breaking the Silence». Die Gruppe ehemaliger Soldaten und Offiziere der israelischen Armee informiere die israelische Bevölkerung über die «problematischen Aspekte der israelischen Besetzung des palästinensischen Gebietes» und sensibilisiere sie dafür. Fakt ist aber, dass die Soldaten nicht nur in Israel, sondern auch im

Die vom Bundesrat geforderte «sorgfältige Auswahl» der NGOs ist kaum möglich.

Ausland aktiv sind – teils mit Geldern aus Bern. Obwohl der Bundesrat «nachhaltige Entwicklung» im Nahen Osten fördern will: Für ihr Lobbying, das auch in Europa stattfindet, erhielt die Gruppe vom Bund 106 671 Franken (2017) und 201 400 Franken (2019).

Auch bei einer globalen Perspektive ist der Einsatz der Deza-Mittel, mit denen palästinensische Organisationen verwöhnt werden, zweifelhaft. Sie erhalten im Vergleich zur palästinensischen Bevölkerung deutlich mehr Hilfsgelder als jeweils Staaten in Afrika, Lateinamerika oder Asien. Im Fall von Bangladesch oder Eritrea ist das Missverhältnis besonders krass. Die vier Millionen Palästinenser erhalten fast gleich viel Deza-Unterstützung wie Bangladesch mit seinen 161 Millionen Einwohnern oder rund dreissigmal mehr als Eritrea, dessen Bevölkerungszahl mit derjenigen der palästinensischen Gebiete vergleichbar ist. Die Palästinenser erhalten auch überdurchschnittlich viel, wenn man auf das Pro-Kopf-Einkommen abstellt. Dieses beträgt bei den Palästinensern 3000 Dollar, während es Bangladesch lediglich auf ein solches von 1516 Dollar und Eritrea gar bloss auf eines von 588 Dollar bringt. ○

Politik

Weibliche Frischluft

Zwei moderne bürgerliche Politikerinnen führen das Referendum gegen die bezahlte Papi-Zeit an. Solche Frauen waren allzu lange nicht zu hören.

Voraussichtlich im Herbst können die Schweizerinnen und Schweizer sagen, was sie von einem über Lohnbeiträge finanzierten zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub halten. Zu verdanken ist dies einem rechtsbürgerlichen Referendumskomitee, das es angesichts der prekären Situation der bestehenden Sozialwerke für verantwortungslos hält, den üppigen Sozialstaat mit einer neuen Versicherung weiter auszubauen, und dies über den Kopf des Volkes hinweg. Aushängeschilder des überparteilichen Komitees sind die beiden SVP-Politikerinnen Diana Gutjahr und Susanne Brunner; erstere ist Thurgauer Nationalrätin, letztere hat mit ihrem erfolgreichen juristischen Kampf gegen die Gender-Sprachpolizisten im Zürcher Gemeinderat für Schlagzeilen gesorgt.

Brunner und Gutjahr vermitteln ihre Botschaft klar, sachlich und nüchtern. Der Staat soll den Berufstätigen nicht immer mehr Geld vom Lohn abziehen und umverteilen, sondern er soll die Leute selber entscheiden lassen, wie sie leben und was sie sich leisten wollen. Die beiden Politikerinnen werben für die Eigenverantwortung der Eltern und halten es für unstatthaft, dass die Allgemeinheit frischgebackenen Vätern eine Auszeit finanzieren muss, die sich diese mit dem Bezug ihrer Ferien selber leisten könnten. Anders als die Befürworter der Papi-Zeit appellieren sie nicht an familienromantische Gefühle und flüchten nicht auf kitschige Allgemeinplätze, sondern erinnern daran, wofür die Sozialversicherungen gedacht sind: um die Leute gegen Risiken von Armut und Not abzusichern und nicht, um den individuellen Lebensstil von berufstätigen Männern im besten Alter zu finanzieren.

Wider den verbiesterten Feminismus

Das Engagement von Susanne Brunner und Diana Gutjahr sticht besonders positiv hervor, weil die beiden ein anderes Frauenbild verkörpern als jenes, das im «Frauenjahr» 2019 bis zum Überdross zelebriert wurde. Es sind moderne bürgerliche Politikerinnen – fast hätte man vergessen, dass es solche gibt. Sie sind das Gegenbild zu Frauen vom Stil einer Tamara Funicello, die grosse Lamenti halten, die Frauen ausnahmslos in der Opferrolle sehen und so tun, als sei die weibliche Bevölkerung auch heute noch das schwache Geschlecht, das vom Staat geschützt werden müsse – unter anderem mit Gender-Sprachregelungen. Gegen diesen verbiesterten Feminismus wirkt der Auftritt von Politikerinnen wie Brunner und



Gegenbild zu Funicello: Gemeinderätin Gutjahr.

Gutjahr wie Frischluft. Dasselbe lässt sich beispielsweise auch von FDP-Justizministerin Karin Keller-Sutter sagen, die im Gegensatz zu ihren beiden Kolleginnen Viola Amherd und Simonetta Sommaruga darauf verzichtet, bei jeder Gelegenheit auf Frauensolidarität zu machen und sich dem Zeitgeist anzubiedern – als bürgerliche Frau dankt man es ihr.

Die Abstimmung über den Vaterschaftsurlaub wird für die Gegner kein Sonntagsspaziergang werden, dennoch darf man optimistisch sein. Schweizerinnen und Schweizer sind nicht für jede kostspielige soziale Wohltat zu haben. So wurde 2012 die Volksinitiative für «sechs Wochen Ferien für alle» an der Urne mit einer Zweidrittelmehrheit hochkant verworfen. Die Abstimmung über die Papi-Zeit wird zeigen, ob sich der Kompass in der Zwischenzeit verschoben hat. Bei den Wirtschaftsverbänden ist dies leider zunehmend der Fall. So hält der Kandidat für das Präsidium des einst so standhaften Schweizerischen Gewerbeverbandes (SGV), der Tessiner CVP-Nationalrat Fabio Regazzi, die zwei Wochen Papi-Zeit doch tatsächlich für eine gute Idee, wie er dem Westschweizer *Matin Dimanche* sagte – Regazzi wurde Diana Gutjahr als Kandidat fürs SGV-Präsidium vorgezogen. Doch ganz abgesehen davon, wie der Urnengang über den Vaterschaftsurlaub ausgehen wird: Dass endlich auch bürgerliche Frauen Präsenz markieren, ist höchst erfreulich. Es braucht mehr von ihnen. *Katharina Fontana*

Und keiner schlug Alarm

Vor einem Jahr tötete die 75-jährige Querulantin Alice F. in Basel den siebenjährigen Ilias. In 35 Briefen ans Bundesgericht hatte die geistesgestörte Frau den Mord angekündigt. Die Drohschreiben blieben ohne Folgen, die Richter schützten nur sich selber. *Von Alex Baur*

Am 21. März 2019 verlässt Ilias als Letzter sein Klassenzimmer im Basler Gotthelf-Schulhaus. Um 12:30 Uhr biegt der siebenjährige Primarschüler in den St.-Galler-Ring ein und schlenkert durch die um diese Zeit menschenverlassene Allee. Ilias lebt ganz in der Nähe, doch zu Hause wird er nie ankommen. Auf der Höhe von Hausnummer 164 schleicht sich eine unbekannte Frau von hinten an den Buben heran und rammt ihm ein Küchenmesser in den Hals. Zweimal stösst sie kräftig zu, einmal von links und einmal von rechts. Die Messerstiche sind platziert, beide durchtrennen lebenswichtige Blutbahnen. Als wollte sie sich vergewissern, dass ihr Opfer tatsächlich tot ist, beugt sich die Frau über das sterbende Kind, dann entfernt sie sich ohne jede Eile vom Tatort.

Bekennerschreiben vorbereitet

Bei der Bushaltestelle St.-Galler-Ring setzt sich die Täterin kurz hin, um von ihrem Handy eine bereits zuvor präparierte Kurznachricht zu verschicken: «Hoi ihr lieben, Habe eine kind getötet, damit ich mein eigentum zurückbekomme stelle mich der polizei und übernehme die verantwortung sofern ich nicht als staatsfeind umgebracht werde.» Während die Frau in Richtung Innenstadt schlenkert, informiert sie Telebasel und den *Beobachter* telefonisch über das Verbrechen. Sie habe das Kind getötet, um auf das Unrecht aufmerksam zu machen, welches ihr widerfahre, erklärt sie. Eine Stunde nach der Bluttat, um 13:30 Uhr, meldet sich die Frau beim Empfang der Staatsanwaltschaft an der Binningerstrasse. Sie erklärt, dass sie soeben ein Kind getötet habe, und gibt die Tatwaffe ab. Seither sitzt die Frau, die heute 76-jährige Alice F., in Untersuchungshaft.

Wie aus der im letzten Dezember ergangenen Anklageschrift hervorgeht, war die Bluttat von langer Hand geplant. Das via SMS versandte Bekennerschreiben speicherte Alice F. bereits zwei Tage vorher auf ihrem Handy. Stundenlang schlich sie auf der Suche nach einem Zufallsopfer um das Gotthelf-Schulhaus herum. In einem Schreiben, das man in ihrem Zimmer fand, erteilte sie dem ihr aus den Medien bekannten Anwalt Nicolas Roulet Instruktionen zu ihrer Verteidigung. Ilias war ein Zufallsopfer. Alice F. wusste nichts über das Kind, dessen Eltern aus dem Kosovo stammen, sie hatte den Knaben zuvor nie gesehen. Ein rassistisches Motiv ist nicht erkennbar.

Der Mord am kleinen Ilias hat die Schweiz bewegt wie kaum ein anderes Verbrechen in jüngerer Vergangenheit. Gegen tausend Menschen folgten in Basel einem Trauermarsch. Dass es sich bei der betagten Messerstecherin um eine Geistesgestörte handeln musste, wurde schnell klar. Tatsächlich war Alice F. den Basler Behörden seit Jahrzehnten als Querulantin bekannt. Mehrmals war sie wegen «Gewalt und Drohung gegen Beamte» verurteilt worden, mehrmals wurde sie für jeweils ein paar Wochen zwangsweise in die Psychiatrie eingewiesen, sie war verbeiständet. Doch für eine Verwahrung hatte es nie gereicht.

Wie immer in solchen Fällen stellt sich die Frage: Hätte man die fürchterliche Bluttat verhindern können? Hätte Alice F. nicht schon lange weggesperrt werden müssen? Und wie immer wurde angemahnt, dass es eine absolute Sicherheit niemals gebe, dass man nicht

Nahm man Alice F. etwa nicht mehr ernst, weil sie schon so oft gedroht hatte?

jeden Querulanten auf immer und ewig wegsperrten könne, dass man die Rolle der Behörden nicht ex post beurteilen sollte, also im Rückblick nach dem heutigen Stand des Wissens. Doch es gibt eine Besonderheit: Alice F. hatte ihr Verbrechen mehrfach angekündigt, und zwar schriftlich, sozusagen amtlich. Gerade in der Wiederholung liegt freilich auch eine gewisse Tücke: Nahm man Alice F. etwa nicht mehr ernst, weil sie schon so oft gedroht hatte?

Alberto Fabbri, Erster Staatsanwalt im Kanton Basel-Stadt, nahm das Dossier persönlich zur Hand und sorgte für eine zügige Untersuchung. Im April soll es zur Verhandlung kommen. Folgt das Gericht der Anklage, wird Alice F. für schuldunfähig erklärt – also freigesprochen –, aber wohl für den Rest ihrer Tage verwahrt. Schon in früheren Verfahren hatten ihr die Gutachter einen «Querulantenwahn» attestiert, der sie von jeder Eigenverantwortung entbindet und damit eine Bestrafung verbietet.

Keiner Risikogruppe zugehörig

Nur macht das die Sache nicht besser, im Gegenteil. Erst recht stellt sich die Frage, ob die Basler Behörden, allen voran die Kesb, ihre Fürsorgepflicht gegenüber der zurechnungs-

unfähigen Frau wirklich wahrgenommen haben. Vom anstehenden Strafprozess ist in diesem Punkt allerdings kaum eine Klärung zu erwarten. Das Gericht wird über das Verschulden von Alice F. urteilen, nicht über jenes der Institutionen und ihrer Exponenten. Sofern der Fall nicht auf einer zivilrechtlichen oder politischen Ebene untersucht wird, ist zu befürchten, dass nie geklärt werden wird, ob am System etwas faul ist – oder ob der fürchterliche Tod von Ilias jenem Restrisiko zuzurechnen ist, das eine freiheitliche Gesellschaft in Kauf nimmt.

Was für Letzteres spricht: Aufgrund des Fehlens einschlägiger Vorstrafen, ihres fortgeschrittenen Alters und ihres Geschlechts konnte Alice F. keiner Risikogruppe zugeordnet werden. Es kommt selten vor, dass eine Frau mit 75 Jahren zur Mörderin wird. Hält man sich allerdings an die konkreten Drohungen und Ankündigungen, welche die wahngetriebene Querulantin in den letzten Jahren in zunehmender Kadenz und Penetranz amtlich zu Papier brachte, kommen Zweifel auf.

Wahnvorstellungen, Gewaltfantasien

Die Zürcher Justizdirektion hat für solche Fälle das sogenannte «Octagon»-System entwickelt. Aufgrund zahlreicher Merkmale lässt sich damit bei potenziellen Gefährdern ein Risikoprofil erstellen. Ein Fachmann erklärte sich bereit, die «Octagon»-Checkliste im Fall Alice F. für die *Weltwoche* auszufüllen. Als Grundlage diente die Faktenlage, wie sie sich gemäss der Anklage unmittelbar vor der Bluttat präsentierte. Das Resultat: Auch wenn die 75-jährige Frau nicht das typische Profil einer Gewalttäterin aufweist, wäre in Anbetracht der fatalen Kombination «Wahnvorstellungen», «gewalttätige Fantasien» und «eskalierendes Drohverhalten» eine Intervention zwingend gewesen. Man hätte die Frau zumindest kontaktieren und auf ihre Ankündigungen ansprechen müssen. Die grosse Frage ist, ob die zuständigen Basler Behörden das notwendige Hintergrundwissen überhaupt hatten.

Alice F. stammt ursprünglich aus dem Kanton Luzern. Nach der obligatorischen Schulzeit liess sie sich zur Postgehilfin ausbilden, bis 1986 verdiente sie ihren Lebensunterhalt als kaufmännische Angestellte in Basel. Seither war sie arbeitslos. Ihr langjähriger Lebenspartner hatte sich zu jenem Zeitpunkt in einen ausufernden Streit mit den Baselbieter Behörden verstrickt, an dem sich Alice F. beteiligte. Der nichtige An-



Notwehrhandlungen eines eingebildeten Justizopfers.

lass – es ging um eine Briefmarkensammlung und ein Aufgebot für den Zivilschutz – stand in einem grotesken Kontrast zu den Folgen.

Das Paar sah sich als Opfer einer «Justizkorruptionsaffäre», in die alle möglichen Gerichte und Behörden verstrickt waren. Alice F. wandte sich sogar an den damaligen Nationalratspräsidenten Arnold Koller. Ihre orthografisch und grammatikalisch stets tadellos abgefassten Eingaben zeugen von einem juristischen Halbwissen, wie es für Querulanten typisch ist. Insgesamt füllen die Schreiben an die Ämter und Gerichte in Liestal, Bern, Lausanne und Strassburg zehn Bananenschachteln. Die meisten die-

ser Briefe wurden von den Adressaten mutmasslich kaum gelesen.

Es kam zum Konkurs mit einem Schuldenberg von 100 000 Franken und zur Zwangsäumung. 1997 verlor das Paar die Wohnung in Allschwil. Die beiden zogen in eine Einzimmerwohnung an der Schützenmattstrasse in der Stadt Basel, wo Alice F. bis Ende Juni 2018 lebte. Dann musste sie die Wohnung wegen einer Renovation verlassen. Die Schreiben an die Gerichte wurden nun merklich aggressiver. Alice F. wohnte fortan bis zur Bluttat in einem Hotelzimmer an der Missionsstrasse, rund 1,5 Kilometer vom späteren Tatort entfernt.

Seit 2007 bezog Alice F. AHV und Ergänzungsleistungen. Ihr Partner war bereits 1999 gestorben, sie führte den irren Kampf gegen den Staat an seiner Stelle fort. Ab 2002 war gemäss Anklage in ihren Briefen «häufig vom Rechtsmittel «Mord» die Rede. Die Verantwortung für das angekündigte Verbrechen trugen nach ihrer Logik die Behörden, die sie zu einer derartigen Verzweiflungstat nötigen würden. Ihre Briefe wurden meistens gar nicht mehr beantwortet, was Alice F. in ihrer Überzeugung bestätigte, dass sie ein Justizopfer sei. Dreimal wurde die Frau zwischen 2003 und 2016 psychiatrisch begutachtet.

Am 14. August 2018, einen Monat nachdem sie ihre Wohnung verloren hat, startet Alice F. eine Serie von insgesamt 35 Schreiben ans Bundesgericht. Der Tenor ist immer derselbe: Sofern man ihr eine «gewaltfreie Lösung verweigert», sei eine «Gewalttat unumgänglich», sie befinde sich in einer Situation der «Notwehr». Sie will ihre alte Wohnung im Baselbiet zurückhaben. Das «Drohokabular» in den Briefen, die sie «in immer kürzerer Kadenz» verfasst, wird gemäss Anklage «immer zudringlicher». Ende Februar, also zwei Wochen vor der Bluttat, kündigte Alice F. an, die «Notwehrhandlungen» würden nun eingeleitet. In ihrem letzten Brief an das Bundesgericht hält sie eine Woche später fest, dass nun die «abverlangte Gewalttat eingehalten und bewiesen» werde.

Niemand wollte zuständig sein

Seit dem Blutbad, das der Querulant Friedrich Leibacher 2001 im Parlament von Zug angerichtet hatte, schützen sich die Gerichte mit Panzerglas, Metalldetektoren und Wachleuten. Doch kümmern sich die Richter und Justizbeamten auch um die Sicherheit Dritter? Konkret: Hat das Bundesgericht die Basler Behörden gewarnt und über die Gewalt-Ankündigungen von Alice F. informiert? Pressesprecher Peter Josi dazu: «Das Bundesgericht hat diese Schreiben zur Einschätzung der Gefahrenlage fortlaufend an das Fedpol [Bundesamt für Polizei, Anm.d.Red.] übermittelt. Eine Drittgefährdung wurde vom Fedpol nicht festgestellt.»

Hat das Fedpol die Basler Behörden alarmiert? Pressesprecherin Sibyl Kurz hält vorweg fest, das Fedpol sei lediglich «für den Schutz von Personen und Gebäude in der Verantwortung des Bundes» zuständig, wobei man generell «eng mit den kantonalen Behörden» zusammenarbeite. Zum konkreten Fall erklärt sie: «Der Inhalt dieser Schreiben ergab gemäss Risikoanalyse unserer Spezialisten keine neue Entwicklung oder konkreten Hinweise, die eine Umsetzung von Sicherheitsmassnahmen zum Schutz des Bundesgerichtes und seiner Mitarbeiter gerechtfertigt hätten.» Für die Umsetzung von Sicherheitsmassnahmen zum Schutz des kleinen Ilias fühlte sich offenbar niemand zuständig. ○

Schneller als die Gletscherschmelze

Seit Jahren dümpelt der Finanzplatz vor sich hin. Aus der kraftstrotzenden Wertschöpfungsmaschine ist ein langweiliger Ladenhüter geworden. Teilweise sind die verwalteten Vermögen um die Hälfte eingebrochen. Und niemanden scheint es zu kümmern. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Zürich, Paradeplatz. Wie ein Monument erhebt sich das klassizistische Gebäude über dem Paradeplatz. Es ist der Hauptsitz der vor 164 Jahren von Alfred Escher gegründeten Schweizerischen Kreditanstalt. Erstmals seit langem, so war es in der *Londoner Financial Times* zu lesen, habe der abtretende Konzernchef Tidjane Thiam am vergangenen Freitag seinen Arbeitsplatz durch den Haupteingang der Bank betreten und nicht durch Tiefgarage und Lift. Die Tür zu seinem Büro liess er demonstrativ offen. Die symbolische Botschaft: «Ich habe nichts zu verbergen. Ich schäme mich nicht.»

Das Swiss Banking als Seifenoper in der internationalen Finanzpresse – vorbei sind deren teilweise verbissene Angriffe auf die «Gnomen von Zürich», die eisern ihre über Jahrhunderte erschlossene Goldmine verteidigten. Konrad Hummler, der gefallene Engel unter den Schweizer Privatbankiers, sinniert gegenüber der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Soziologisch gesehen, ereignet sich ein gesellschaftlicher «Buddenbrooks» – Thomas Manns Roman über den Verfall einer Familie. «Die Zürcher haben die Macht fahrlässig und willentlich verloren. Seit dem Abgang von Ulrich Bremi gibt es in Zürich keine Figur mehr, die einen Führungsanspruch erhebt.»

Vom Verfall des Schweizer Bankenplatzes zu sprechen, ist etwas extrem. Der Hauptsitz der Credit Suisse (CS) hat bislang jedem Sturm getrotzt. Es sieht sogar danach aus, als präsentierten die CS und ihre grosse Schwester, die UBS, für das Jahr 2019 recht ansprechende Zahlen.

Klar ist allerdings, dass in der Finanzmetropole Zürich kleinere Brötchen gebacken werden als auch schon. Lassen wir die Zahlen sprechen. Die Anzahl Banken ist von 324 im Jahr 2006 auf

zuletzt noch 248 gesunken. Klangvolle Namen wie Wegelin, Bank Leu oder Clariden sind verschwunden; dazu die lange Zeit beste Steuerzahlerin Luganos, die BSI. Die überlebenden Institute beschäftigen noch 107 000 Angestellte, gegenüber 128 000 vor vierzehn Jahren. Der Beitrag der Banken an die Wertschöpfung der schweizerischen Volkswirtschaft hat von 47 Milliarden Franken im Rekordjahr 2007 auf abgerundet 33 Milliarden Franken im Jahr 2008 abgenommen. Der Anteil des Finanzsektors am Bruttoinlandsprodukt schmolz von über 8 Prozent auf unter 5 Prozent, schneller als Gletscher.

Im gleichen Zeitraum haben andere globale Finanzzentren ihre Wertschöpfung erheblich ausgebaut. In Singapur hat sie sich mehr als verdreifacht, in Hongkong mehr als verdoppelt. Auch in den USA erwirtschaftete der

Vorbei sind die teilweise verbissenen Angriffe auf die «Gnomen von Zürich».

Finanzsektor zuletzt einen Drittel mehr als vor der Finanzkrise.

Für die Schweiz besonders ins Gewicht fällt der Rückgang beim grenzüberschreitenden Geschäft mit Privatkunden (Offshore-Geschäft). Ausgerechnet also bei der erwähnten Goldmine früherer Zeiten. Gemäss Erhebungen der Schweizerischen Nationalbank (SNB) sind die Wertschriftenbestände in den Depots ausländischer Kunden von 1,1 Billionen Franken im Jahr 2007 auf zuletzt noch 513 Milliarden Franken eingebrochen – eine Halbierung. In dieser Statistik sind nur Depots enthalten, nicht aber

Kundeneinlagen wie beispielsweise Bankkonten. Hier hat das Volumen ausländischer Bestände laut Daten der SNB von 717 Milliarden Franken im Jahr 2007 auf 553 Milliarden Franken im Jahr 2018 nachgelassen.

Auswertungen auf der Basis von Zahlen der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) legen nahe, dass der Schweizer Bankenplatz zwischen 2006 und 2015 seinen weltweiten Marktanteil beim verwalteten Offshore-Vermögen von 50 Prozent auf unter 30 Prozent schwinden sah. Im Widerspruch dazu sieht der «Global Wealth Report» der Boston Consulting Group (BCG) kaum einen Rückgang im grenzüberschreitenden Geschäft. Der Marktanteil der Schweiz wurde 2010 mit 27 Prozent angegeben, 2018 mit 26,4 Prozent. Demnach verwaltete der Schweizer Finanzplatz im Jahr 2018 Offshore-Vermögen von 2,3 Billionen US-Dollar. Diese von der Bankiervereinigung und den Schweizer Medien häufig verbreiteten Zahlen kontrastieren allerdings mit den Daten der Nationalbank und mit dem, was man in den Bars und Restaurants an der Bahnhofstrasse hört und sieht. Und für die Zukunft ist auch die BCG nicht gerade zuversichtlich für Zürich und Genf. Sie erwartet, dass in den nächsten fünf Jahren der neugeschaffene Reichtum aus den weltweiten Wachstumsmärkten vermehrt in entfernten Finanzzentren wie Singapur und Hongkong verwaltet wird. «Zusammengenommen verwalten Singapur und Hongkong schon heute mehr Offshore-Vermögen als die Schweiz.» Auch für die USA ist die BCG zuversichtlich. Dank einem «freundlicheren Regulierungsumfeld» werde auch dieser Finanzplatz bis 2023 stark wachsen.

Das Beratungsunternehmen KPMG analysiert jährlich die Finanzkennzahlen der Schweizer Privatbanken, also jener Bankengruppe, die vor allem im traditionellen Privatkundengeschäft aktiv ist. Auf 1000 Franken verwaltetes Kundenvermögen verdienten sie im Jahr 2018 im Durchschnitt noch Fr. 8,80 – gegenüber Fr. 10,80 im Jahr 2010. Es gibt aber auch Institute, bei denen es deutlich weniger ist. Die Eigenkapitalrendite liegt im Mittel bei 4,1 Prozent, gegenüber 5,3 Prozent im Jahr 2010. Zum Erwirtschaften der Kapitalkosten wären eigentlich langfristige Eigenkapitalrendite erforderlich. Es gibt noch Privatbanken, die das schaffen. Aber es sind die wenigsten. Einen Drittel der untersuchten Institute bezeichnet KPMG als «leistungsschwach».

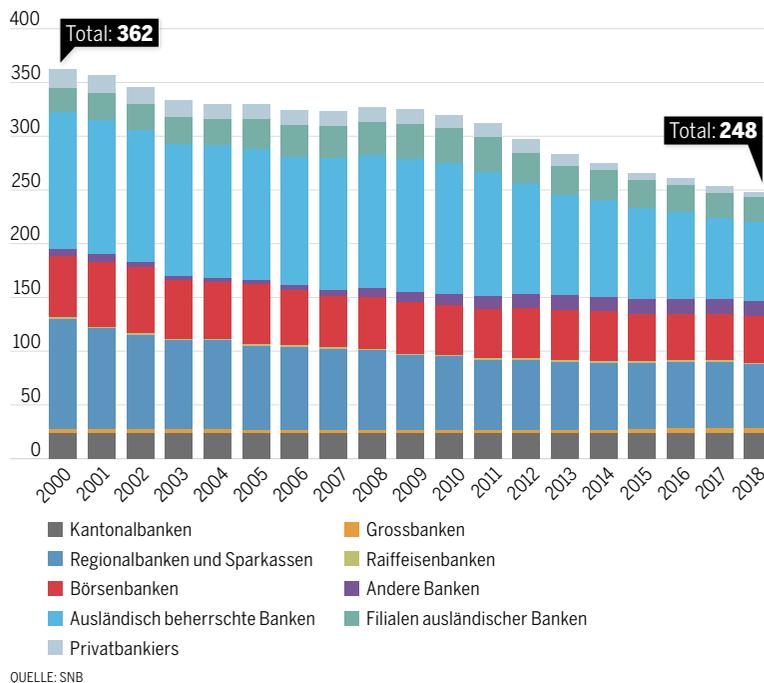
Die Grossbank UBS tastet sich nach vielen eher mageren Jahren bei der Eigenkapitalrendite



Der Staat mischt mit: Schweizer Delegation mit Bundesrat Maurer in Saudi-Arabien, 2019.

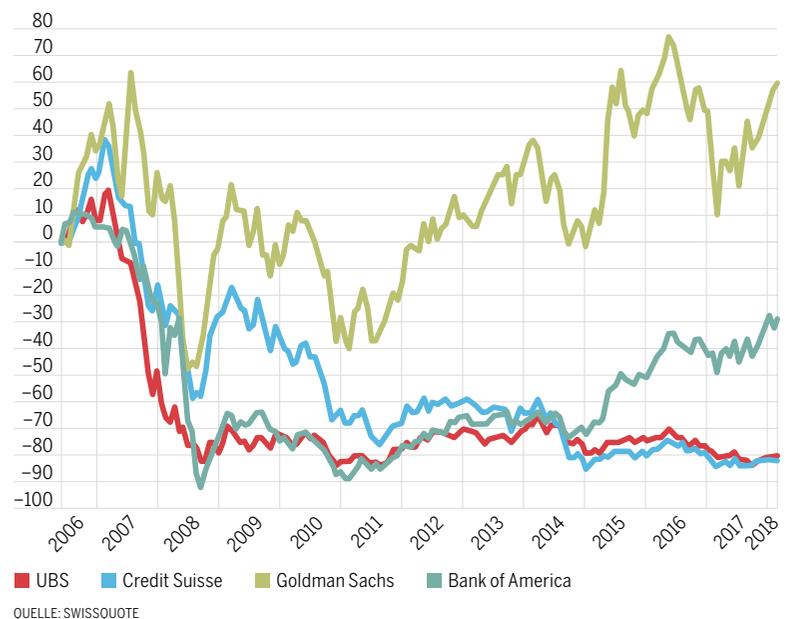
Anzahl Banken in der Schweiz

Gliederung nach Bankengruppen



Aktienkursentwicklung der Grossbanken

Vergleich Schweiz – USA, Veränderung in Prozent seit Juni 2006



Die Branche bekundet Mühe, sich aufzurappeln.

langsam wieder in diese Dimensionen vor. Sie hat im Jahr 2018 eine Eigenkapitalrendite von 8,6 Prozent erwirtschaftet, bei der Credit Suisse waren es im gleichen Jahr 4,7 Prozent. Derzeit sieht es so aus, als hätten die beiden Schweizer Grossbanken den Anschluss an die internationale Spitzengruppe verloren. Dies zeigt ein Vergleich der Aktienentwicklung mit amerikanischen Grossbanken. Während sowohl die UBS als auch die CS nur noch gut einen Zehntel ihres Wertes von 2006 erreichen, haben sich vor allem die US-Banken J.P. Morgan und Goldman Sachs eindrücklich zurückgekämpft. Eine Aktie von J.P. Morgan ist heute dreimal so viel wert wie 2006, bei Goldman Sachs sind es immerhin rund zwei Drittel. Allein die Aktie der Bank of America hat ihr Vorkrisenniveau noch nicht wieder erreicht. Aber auch sie schneidet im Vergleich mit UBS und Credit Suisse immer noch gut ab.

Tatsächlich ist die Lage am Paradeplatz also nicht rosig. Woran liegt es, dass der Schweizer Bankenplatz Mühe bekundet, sich aufzurappeln, während die Banken anderswo davonziehen? Sind die Probleme vor allem hausgemacht, oder haben auch Politik und Regulierung die Krise mitverursacht? Was müsste getan werden, um eine Erholung der Finanzbranche, die früher eine zentrale Säule der hiesigen Wirtschaft gewesen ist, zu ermöglichen? Gibt es überhaupt neue Wachstumskräfte, neue Entwicklungsmöglichkeiten in einer Zeit, in der die Nullzinsen das traditionelle Bankgeschäft, das von Zinsdifferenzen lebt, fast erdrosselt haben? Ist das Glas halb voll oder halbleer?

Ein Experte, der die Märkte gut kennt, neigt zu «halb voll»: André Kistler, früher bei verschiedenen Banken tätig und 1995 Mitgründer des

privaten Vermögensverwaltungsunternehmens Albin Kistler, sagt: «Die Kompetenz in der Schweiz ist riesig – mit ihrer Mehrsprachigkeit, Offenheit, den Hochschulen, den Verbindungen in alle Welt. Man sieht kaum einen anderen Finanzplatz, der so gut abgestützt ist.» Gewiss, die Regulierung wirke immer wieder hemmend, und das traditionelle Zinsdifferenzgeschäft werde noch lange Jahre zu leiden haben, aber im Grunde biete der Schweizer Finanzplatz riesige Chancen, beispielsweise für Vermögensverwaltung oder Investment-Banking.

Unnatürliches Wachstum vor der Krise

Eine ähnliche Beurteilung kommt auch aus anderer Richtung: Aymo Brunetti, Ökonomieprofessor an der Universität Bern und Vorsitzender des Beirats Zukunft Finanzplatz, der zuhänden des Bundesrats die Finanzmarktpolitik analysiert und Empfehlungen abgibt. Brunetti begründet es so: «Die Branche wurde von drei massiven Schocks praktisch gleichzeitig getroffen.» Nach dem ersten Schlag mit der Finanzkrise und der daraus folgenden *too big to fail*-Regulierung und dem zweiten Hieb mit der Aufhebung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer bringe nun die Digitalisierungsrevolution die Branche zum Beben. «Das sind drei Schocks, von denen jeder einzelne allein eine ganze Branche strukturell erschüttert. Wenn man das bedenkt, ist die Entwicklung des gesamten Finanzplatzes wirklich nicht so schlecht», meint Brunetti. Die Versicherer hätten ihren Anteil am Bruttoinlandprodukt gehalten, trotz Digitalisierung. Die Banken hätten zwar an Gewicht verloren, aber in der Vermögensverwaltung seien die Schweizer weltweit

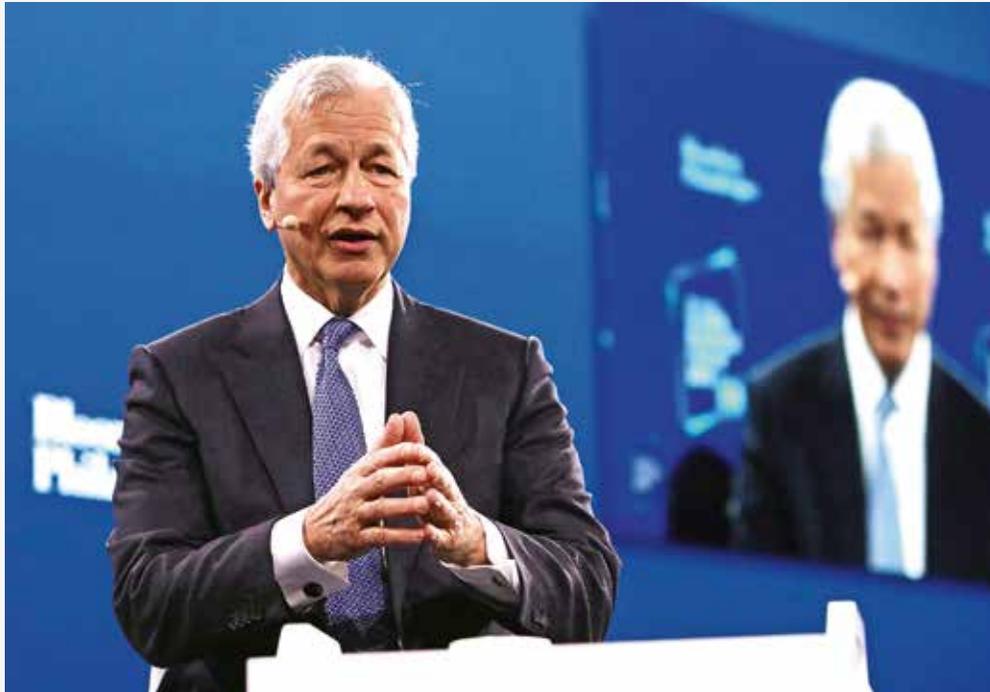
doch immer noch die Nummer eins. Und wenn man von der Schrumpfung spreche, sei auch daran zu erinnern, dass die Finanzbranche vor der Krise ein unnatürliches Wachstum erlebt habe, getrieben durch enorme Risikoneigung.

Kann sich denn die Branche überhaupt dynamisch entwickeln, wenn die Kantonalbanken grossenteils staatsnah sind, die Grossbanken eine versteckte Staatsgarantie haben, die Swisscom als riesiger IT-Anbieter hoheitlich kontrolliert ist und die Finanzaufsichtsbehörde (Finma) jeden Tag ihre Anweisungen an die Bankenchefs gibt? Brunetti hält dagegen, dass die Schweiz im Vergleich mit anderen Ländern doch noch eine ziemlich breite und vielfältige Bankenlandschaft habe. Klar, der Staat sei an vielen Stellen präsent. Und Brunetti streitet nicht ab, dass die Regulierung Marktverzerrungen verursachen kann, die Kleineren oft stärker belastet als die Grösseren und oft auch Konkurrenten den Markteintritt erschwert, aber seiner Meinung nach zeigt sich die Schweiz mit Blick aufs Ganze nicht enorm staatsnah. «Natürlich, heute würden wir sicher nicht mehr Kantonalbanken errichten, wenn wir auf der grünen Wiese beginnen würden», meint er, heute herrschen ja ganz andere Verhältnisse als damals.

Was soll denn die Politik heute tun? «Ganz klar die höchste Priorität hat für mich die Schaffung einer Krisenorganisation für Cybersicherheit im Finanzsektor. Das muss der Staat tun», meint er, so etwas komme in rein privater Organisation durch die Banken nicht zustande, das habe den Charakter eines öffentlichen Gutes. Er hält es für sehr dringlich, dies jetzt einzurichten, gerade auch, weil sich die Schweiz inzwischen mit innovationsfreundlicher Regulierung

Was Superbanker Dimon besser macht

Seit 2006 steuert Jamie Dimon den Bankgiganten J.P.Morgan. Unter ihm überstand die Bank die Finanzkrise und wurde zum wertvollsten Finanzinstitut der Welt. Wie hat er das geschafft?



«Kalkuliertes, aber grosses Risiko»: Börsenhändler Dimon.

Jamie Dimon, 63, hat alle überlebt. Ende September 2018 ging Goldman-Sachs-Chef Lloyd Blankfein in den Ruhestand. Damit ragt Dimon als letzter Grossbankenchef aus Zeiten vor der Finanzkrise in die Gegenwart. Und wie! Unter seiner Führung reiht das Unternehmen Superlativ an Superlativ. Die Grossbank ist heute weltweit die Nummer eins beim Börsenwert – über 420 Milliarden US-Dollar, fast zehnmal so viel wie die UBS, zwölffmal so viel wie die Credit Suisse. 2017 hat sie Wells Fargo abgehängt, 2018 die Bank of America. 2019 sticht J.P.Morgan beim Gewinn im Investment-Banking voraussichtlich Altmeister Goldman Sachs aus. Die Rendite auf das Eigenkapital liegt bei weit über 12 Prozent, wofür die Aktionäre Jamie Dimon lieben.

36,4 Milliarden Dollar Gewinn

2018 schrieb das Unternehmen einen Gewinn von 32,4 Milliarden Dollar. In einem Jahr hat Dimons Bank damit mehr verdient, als die ganze Credit Suisse wert ist. Vom Gewinn stammt knapp die Hälfte aus dem Privatkundengeschäft und ein Drittel aus dem Investment-Banking. Der Rest verteilt sich auf das Firmenkundengeschäft und auf die Vermögensverwaltung. Letztes Jahr stieg der Gewinn nochmals: auf 36,4 Milliarden

Dollar. Die harte Eigenkapitalquote liegt bei gesunden 8,72 Prozent (zum Vergleich: Bei der Credit Suisse sind es 5,7 Prozent).

Jamie Dimon ist das Bankgeschäft in die Wiege gelegt worden. Sein Grossvater, ein Einwanderer aus Griechenland, arbeitete sich vom einfachen Bankangestellten zum Börsenhändler herauf. Ein Beruf, den auch Dimons Vater innehatte. Nach seinem Abschluss an der Harvard Business School in den 80ern lehnte Jamie Dimon ein Jobangebot von Goldman Sachs ab und stieg stattdessen beim Kreditkartenunternehmen American Express ein – als Assistent von Sandy Weill, dem Chef seines Vaters und späteren Begründer des Citigroup-Imperiums.

Nach wenigen Jahren folgte er Weill zur Commercial Credit Company, einem Kreditvermittler in dem Segment, das später unter dem Begriff «Subprime» berühmt werden sollte. In den nächsten fünfzehn Jahren wirkte Dimon an führender Stelle mit, als Sandy Weill die Commercial Credit Company zur Citigroup formte. Er fange gerne im Erdgeschoss an, antwortete er auf die Frage, warum er sich zu Beginn seiner Karriere auf das Abenteuer eines unbekanntes Kleinunternehmens eingelassen habe.

Der Grosse Erfolg bei der Erschaffung von Citigroup wurde zu Dimons Sprungbrett für die Karriere bei J.P.Morgan. 2004 fusionierte die Bank One, ein wichtiger Bestandteil der Ci-

tigroup, mit J.P.Morgan. Dimon wurde CEO der Bank One, mit der Aussicht, zwei Jahre später die Leitung der Gesamtbank zu übernehmen – wozu es dann auch kam.

Früher als die meisten anderen Banker erkannte Dimon die Gefahr: schlecht besicherte Derivate im Subprime-Immobilien-Sektor. Weil er die komplexen Anlageprodukte anfangs selber nicht verstand, liess er sich Kurse geben. An der Spitze von J.P.Morgan angelangt, forderte er, Monat für Monat die Rohdaten zu sehen: Hunderte Seiten lange Auflistungen über alle einzelnen Geschäfte von J.P.Morgan. Während andere Bankhäuser wie wild die Subprime-Derivate einkauften, trat Jamie Dimon auf die Bremse. 2006 begann er, öffentlich vor den sich anbahnenden Risiken zu warnen.

Ungeschoren kam auch Superbanker Dimon nicht durch die Finanzkrise. Trotz aller Vorsicht musste J.P.Morgan 51 Milliarden Dollar an schlechten Krediten verdauen – und schrieb dennoch in jedem einzelnen Quartal schwarze Zahlen. Gleichzeitig begab sich Dimon auf Einkaufstour in der notleidenden Finanzszenen. Er kaufte die Investmentbank Bear Stearns. Und, wichtiger, Washington Mutual, eine Spar- und Kreditkasse, die zeitweise notfallmässig vom Staat übernommen worden war. Auf Bitten des US-Finanzministeriums vergab J.P.Morgan der bankrotten Investmentbank Lehman Brothers einen besicherten Kredit über 80 Milliarden Dollar. Im Rückblick beschreibt Dimon diese Massnahmen als ein «kalkuliertes, aber grosses Risiko», das er eingegangen sei, «um Kunden, inklusive die Regierung, zu unterstützen und die Märkte im Allgemeinen».

Jamie Dimon, von Haus aus Demokrat, kritisierte die Regierung von Barack Obama für die verschärfte Bankenregulierung nach der Finanzkrise. Den Versuchen des Regulators, eine Trennwand zwischen bestimmten Bereichen des Investment-Bankings und dem übrigen Bankgeschäft aufzuziehen, zeigte er die kalte Schulter. 2016 und 2017 war er Mitglied im Beraterkreis aus der Wirtschaft von Präsident Donald Trump und wirkte an der Abschwächung der Dodd-Frank Act aus der Obama-Zeit mit.

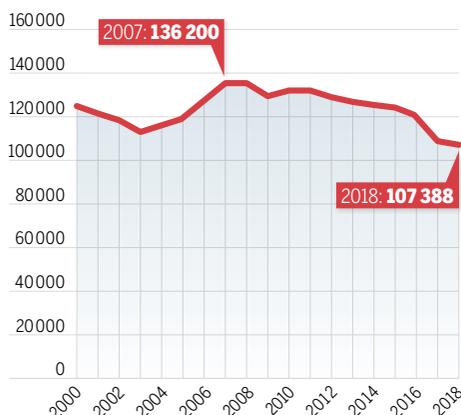
Jamie Dimon ist überzeugt, dass Grossbanken mit ausgeprägtem Investment-Banking nach wie vor ein Erfolgsrezept sind, solange sie die Risiken unter Kontrolle halten und nicht leichtsinnig werden. Seit vierzehn Jahren leitet er J.P.Morgan als CEO und Präsident des Verwaltungsrates. Eine Personalunion, die von den meisten Regulatorien in anderen Ländern nicht toleriert würde. Jamie Dimon macht vieles anders. Und besser. *Florian Schwab*

Wertschriftenbestände ausländischer Privatkunden



QUELLE: SNB

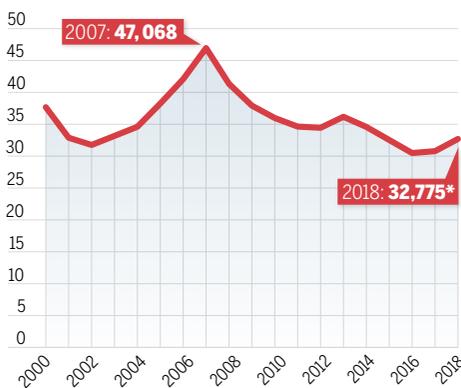
Anzahl Bankangestellte in der Schweiz



QUELLE: SNB

Bruttowertschöpfung Finanzsektor

Ohne Versicherungen in Milliarden Franken



QUELLE: BFS

Werte für 2017 und 2018 provisorisch

Schrumpfen auf hohem Niveau.

Die gute Standortqualität für Fintech erarbeitet habe. Grössere, wenig professionell bewältigte Cyberangriffe, könnten diese Bemühungen rasch konterkarieren. Cyberattacken mit hohem Ansteckungspotenzial könnten im Extremfall gar neue *too big to fail*-Probleme auslösen, und die Finanzkrise habe gezeigt, wie wichtig eine rasche funktionierende Koordination zwischen Privaten und Staat im Notfall sei. Brunettis Ansicht nach verzögert sich das Ganze unter anderm, weil es nicht attraktiv zu sein scheint, die Federführung zu übernehmen, aber

Finanzdepartement, Nationalbank, Finma und Banken müssten ihre Rollen jetzt klären.

Druck von allen Seiten

Von den Kompetenzen und den Erfahrungen in der Finanzkrise her müsste wohl das Finanzdepartement den Lead übernehmen, soweit es sich bei der Krisenorganisation um eine öffentliche Aufgabe handelt. Auch in anderer Hinsicht steht das Departement unter Druck, etwas für den Finanzplatz zu tun – aber nicht aktivistisch, sondern durch die Reform der Verrechnungssteuer. Heute werden Obligationen nicht am Schweizer Finanzplatz emittiert, weil die Verrechnungssteuer auf den Zinsen diese belastet, so dass auch Schweizer Unternehmen ihre Anleihen nicht im Inland begeben. «Der Kapitalmarkt in der Schweiz ist lächerlich schwach entwickelt für einen solchen Finanzplatz», meint Brunetti, für den eine solche Reform der Verrechnungssteuer, die zudem kaum Steuerausfälle bringen würde, prioritär wäre. Eine noch stärkere Entlastung brächten Reformen bei der Stempelsteuer, wie sie auch Wirtschaftsverbände als Entlastung vom Staat fordern.

Der Staat wird aber zunehmend stärker, wenn man Regulierungen und Offenlegungspflichten anschaut. Die Abschaffung des Bankkundengeheimnisses hat die frühere Kultur der Diskretion beseitigt. Im Rahmen des automatischen Informationsaustauschs über Finanzkonten steht die eidgenössische Steuerverwaltung nun schon in Kommunikation mit 97 Ländern, mit 75 wurden 2019 Informationen ausgetauscht, bei 63 Ländern war der Austausch gegenseitig, etwa auch bei Russland, Brasilien oder Saudi-Arabien. Philipp Zünd, Experte für Steuerfragen bei KPMG, schildert aus dem Beratungsalltag, wie auch der Schweizer Staat Daten aus dem Austausch auswertet: Steuerpflichtige erhielten Post von ihrem kantonalen Steueramt mit konkreten Fragen zu undeckeltem Vermögen im Ausland.

Von allen Seiten steigt der Druck zum Offenlegen von Informationen. Zünd verweist auf die 2018 in Kraft getretene EU-Richtlinie, die eine umfassende Meldepflicht von Steuergehaltungen verlangt und auch die Schweizer Gesellschaften mit einer Gruppengesellschaft in der EU trifft. Und ewig wächst die Regulierung in der Geldwäschereibekämpfung. So schreibt die jüngste EU-Richtlinie vor, dass ein öffentliches Register der wirtschaftlich Berechtigten einer Gesellschaft geführt wird, dass also Eigentümer und Organe von Firmen wie in einem Telefonbuch einsehbar sind, öffentlich abrufbar mit Name, Korrespondenzadresse, Geburtsdatum und Kontrollquote. Nicht-EU-Länder wie Liechtenstein haben mit dem Register schon nachgezogen, (nicht öffentlich zugänglich), und der Druck auf den Schweizer Finanzplatz steigt, einen weiteren Teil der Privatsphäre und der alten Stärken preiszugeben.

Spionage

Monster von Zug

Der Krimi um die Crypto AG macht die Runde. Wieder einmal. Doch jetzt wird gross angerichtet.

Die Story um die Zuger Verschlüsselungs-Firma Crypto AG erinnert an das Monster von Loch Ness: Alle paar Jahre wieder geistert sie durch die Medien, sie verschwindet jeweils so unverhofft wie sie aufgetaucht ist. Aber vielleicht kommt es diesmal anders: Ein ganzes Heer von Journalisten aus den grössten Medienhäusern in der Schweiz, Deutschland und in den USA haben sich zusammengerottet, um das Monster vom Zugersee in einer konzertierten Aktion gemeinsam zur Strecke zu bringen.

Zum gewöhnlichen Krimi geschrumpft

Die Story: Die Firma, die zwischen 1948 und 2018 Chiffriergeräte in die halbe Welt verkaufte, soll in Wahrheit vom deutschen Nachrichtendienst BND und der amerikanischen CIA betrieben worden sein; die als solide Schweizer getarnten Spione sollen versteckte Lücken in die Verschlüsselung eingebaut haben, die es ihnen erlaubte, beim Feind mitzuhören. Darüber wurden schon vor Jahrzehnten ganze Bücher geschrieben. 1995 berichtete etwa das Nachrichtenmagazin *Facts* detailliert, zwei Jahre später war die Geschichte in der *Sonntagszeitung* zu lesen, 2000 in *Cash*, 2013 in *Le Temps*.

Nur konnte bislang noch keiner den ultimativen Beweis liefern. Umso heftiger wurde darüber spekuliert, ob Schweizer Geheimdienstler etwas wussten. Linke Politiker und Journalisten, die sonst eher auf die Neutralität pfeifen, witterten schon immer eine heimliche Kooperation der Nato. Nur blenden sie dabei aus, was die vermeintliche Staatsaffäre zum gewöhnlichen Krimi schrumpfen lässt: die von Boris Hagelin, einem Schweden mit russischen Wurzeln, gegründete Crypto AG war ein privates Unternehmen ohne offizielle Funktion in der Schweiz.

«Von Gerüchten profitiert»

Nach dem Zweiten Weltkrieg bezog die Schweizer Armee ihre Chiffriergeräte exklusiv von der Edgar Gretener AG und der später aus ihre hervorgegangen Omnisec. Ein ehemaliger Verwaltungsrat der Omnisec lachte, als ihn die *Weltwoche* auf die Story um die Crypto AG ansprach: «Wir haben von den Gerüchten um die Konkurrenz natürlich profitiert, und ich war mir nie so sicher, ob sie nicht aus unserem Haus stammten.» Aber sicher war noch nie etwas in der Welt der Schlapphüte. *Alex Baur*

Tourismuswunder im Berner Oberland

Wie Urs Kessler den Berner Oberländer Tourismus neu belebt. Und weshalb er deswegen bedroht wird. *Von Thomas Renggli*

Interlaken im Februar. Eine koreanische Reisegruppe schießt auf dem Weg zum Bahnhof hektisch ein paar Selfies. Eine Skifahrerin trägt das Sportgerät über das apere Trottoir. Am Himmel ziehen Bergdohlen ihre Kreise. Die Sonne gewinnt den Kampf gegen die Wolken. Urs Kessler sitzt im Steakhouse und nimmt einen Schluck Wasser: «Ich empfehle das Entrecôte – der «Lady's Cut» ist die perfekte Portion fürs Mittagessen.»

Der CEO der Jungfrauabahn ist bestens gelaunt. Die Arbeiten an der V-Bahn, der bereits eingeweihten neuen Gondelbahn von Grindelwald auf den Männlichen und dem Eiger-Express zum Eigergletscher, sind im Fahrplan: «Im Oktober können wir die letzte Etappe eröffnen. Dies ist das grösste Projekt seit dem Bau der Bahn aufs Jungfrauojoch vor 108 Jahren.»

360 Menschen, 362 Kühe

Trotz den schönen Perspektiven blickt Kessler nervös aufs Handy. Eben wurde ihm mitgeteilt, dass der Ausbruch des Coronavirus die Einreise für chinesische Pauschaltouristen einschränken könnte: «Das wäre nicht gut für uns. 70 Prozent unserer Kunden reisen aus Asien an, 17 Prozent aus China.» Dies ist am Fuss von Eiger, Mönch und Jungfrau förmlich hörbar: Die Ansagen in der Bahn werden unter anderem auf Chinesisch, Koreanisch und Japanisch gemacht. Auch Kessler hat die Sprachen rudimentär gelernt: «Ich kann die Menschen begrüßen und ihnen einen guten Tag wünschen. Das öffnet Türen und Herzen.» An den Olympischen Winterspielen in Südkorea 2018 gelang ihm auf seiner asiatischen Mission ein besonderer Coup. Als Schweiz Tourismus beim Engagement fürs House of Switzerland zögerte, sprang Kessler in die Bresche: «Wir hatten in Pyeongchang einen exklusiven Auftritt und wurden quasi mit der offiziellen Schweiz gleichgesetzt.»

Dass der asiatische Raum je zu einem zentralen Geschäftsfeld werden würde, hätte Urs Kessler vor fünfzig Jahren kaum gedacht. Er stammt aus dem Dörfchen Gsteigwiler im Verwaltungsbezirk Interlaken-Oberhasli: «Hier leben 360 Menschen und 362 Kühe. Und die Felswände sind bedrückend nah», sagt er lachend. Wer aus sich etwas machen wolle, müsse die Gegend eigentlich verlassen. So gesehen, habe er viel Glück gehabt: «Doch genau das braucht man auch.» Seine Eltern wohnen noch immer im alten Holzchalet im oberen Dorfteil: «Ich besuche sie viel zu selten», sagt Kessler,

«wenn wir bei ihnen vorbeischaun, erschrecken sie bestimmt.»

Der Mann hat eine gute Ausrede. Seit über sechs Jahren kämpft er mit seiner ganzen Energie für die Umsetzung des V-Bahn-Projekts. Dabei geht es im beschaulichen Berner Oberland fast noch schlimmer zu und her als in den früheren Telenovelas «Dallas» und «Der Denver-Clan»: Verunglimpfungen, Intrigen, Morddrohungen – alles spielt sich im engen Talkessel ab. Ein besonders erbitterter Gegner kreuzte am Geschäftssitz der Jungfrauabahn auf und stiess übelste Drohungen aus: «Für die Mitarbeiterinnen am Empfang war das eine gewaltige Belastung», sagt Kessler heute. Die Kantonspolizei wollte ihm einen Personenschutz abkommandieren. Doch der Tourismuschef winkte ab: «Das wäre ein falsches Zeichen gewesen. Wenn man vor den Gegnern einknickt, hat man schon verloren.» Trotzdem stand die neue Bahn lange in der Schwebe – im übertragenen Sinn. Bevor im Sommer 2018 der Spatenstich vorgenommen wurde, hatten einige mit dem Projekt bereits abgeschlossen: «Ich habe nicht mehr daran geglaubt», sagte beispielsweise Thomas Bieger, der Verwaltungsratspräsident der Jungfrauabahn Holding AG. «Aber die Hartnäckigkeit von Urs Kessler hat sich am Ende auszahlt.»

Leidenschaft für Bahnen

Diese Hartnäckigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch die Biografie des Berner Oberländers. Die Schule interessierte Kessler nie gross. Das ständige Herumsitzen, Warten und Zuhören strapazierten seine Geduld bis an die Schmerzgrenze. So wäre er in seiner Kindheit am liebsten Maurer oder Landwirt geworden – «etwas Handfestes», wie er sagt: «Ich wollte etwas bewegen.» Aus diesem Drang entstand seine Leidenschaft für den Bahnverkehr. Kessler absolvierte bei der BLS eine Lehre als Bahnbetriebsdisponent. Noch heute – als Chef eines der grössten Schweizer Tourismusunternehmen – sagt er: «Ich bin ein Bähnler und kein Touristiker.»

Der Erfolg aber widerspricht dieser Aussage. Der Bähnler hat die Jungfrauabahn zum Schweizer Vorbildprojekt und zum internationalen Top-Brand befördert. Im vergangenen Jahr fuhren erneut über eine Million Menschen aufs Jungfrauojoch – und bezahlten für die Fahrt im Durchschnitt 110 Franken. Der Gewinn für das erste Semester 2019 belief sich auf den Rekordwert von 23,9 Millionen Franken. Fürs



Was das Touristenherz begehrt:

zweite Halbjahr rechnet Kessler mit ähnlich positiven Zahlen. Und das soll erst der Anfang gewesen sein: «Mit der V-Bahn werden wir wieder in die Champions League aufsteigen. Und im Wintersport gehört man entweder zu den Besten, oder man geht unter», sagt Kessler.

Widerstand auf der Kleinen Scheidegg

In der mittelständischen Schweiz kommen solche Töne nicht überall gut an. Dass Kessler schon Roger Federer und Lindsey Vonn zum Tennisspielen aufs Jungfrauojoch brachte, dass



Jungfrauabahn-Chef Kessler.

jährliche Musikfestival «SnowpenAir» aufzugeben (die Veranstaltung findet dieses Jahr zum letzten Mal statt) und ihm Fahrplan- und Transportgarantien der Wengernalpbahn zuzusichern. Trotzdem kann von Almen mit den neuen Masten vor seinen Häusern nur schlecht leben: «Der Frust sitzt tief», sagt er.

Marketingfachmann und Kommunikations-Experte Sacha Wigdorovits beurteilt die Sache ganz anders. Vom Zürcher gibt es für Kessler Bestnoten: «Er hat das Jungfrauoch zu einem Event gemacht.» Vor allem für asiatische Touristen sei diese Destination ein «Must». Mit der Begrenzung der Besucher auf 5500 pro Tag habe Kessler ausserdem eine Exklusivität geschaffen, die selbst die «horrenden Preise» rechtfertige. Und mit den PR-Aktionen habe Kessler den medialen Sprung von den Tourismus- in die Promispalten geschafft: «Das ist Gold wert», sagt Wigdorovits.

Lob von Art Furrer

Kessler verweist darauf, dass die neue Infrastruktur die Fahrt aufs Jungfrauoch um fünfzig Minuten verkürze und so die Region als Ganzjahresdestination noch attraktiver mache. Wie wichtig der Sommertourismus ist, lässt sich an den Zahlen ablesen: Er macht rund 86 Prozent des Jahresumsatzes aus. Der ungleich teurere Winterbetrieb liefert noch 13,8 Prozent zum Jahresergebnis. Vor zwanzig Jahren waren es 30 Prozent, vor zehn Jahren 20 Prozent.

Das ist eine Tendenz, die auch an anderen Orten festzustellen ist – und viele Destinationen vor Probleme stellt. Ausgerechnet von der Kon-

Asien wird für Kessler zentral bleiben. Auch die Zürcher will er für seine Bergwelt gewinnen.

kurrenz kommt aber ein fast schon überschwängliches Lob für Kessler. Der Walliser Hotelier Art Furrer bezeichnet Kessler als einen «Extrem-Macher». Er wisse nicht, wie das Berner Oberland eine solche Persönlichkeit verdient habe, so Furrer mit einem Augenzwinkern: «Er hat mit dem Zusammenlegen der Regionen unter einem Dach einen Diamanten geschaffen, der weit über unsere Landesgrenzen ausstrahlt.»

Solche Worte hört Kessler natürlich gerne. Sie bestätigen dem Vater von zwei erwachsenen Kindern, auf dem richtigen Weg zu sein. Bei der kurzen Fahrt zum neuen Seilbahnterminal in Grindelwald zitiert er Konfuzius: «Wenn du das machst, was du gerne tust, dann musst du nie mehr im Leben arbeiten.» Dann führt Kessler die Gäste durch den neuen Gebäudekomplex. Mit einer herkömmlichen Talstation lässt sich dieser nicht mehr vergleichen. Die öffentlichen Busse parkieren direkt unter der Seilbahnstation: «Die Anbindung an den ÖV war ein zentraler Punkt, um die Umweltparteien auf unsere Seite zu bringen», sagt Kessler. Betritt

man das Gebäude, wähnt man sich in einem Flughafenterminal. Ladenpassage, Catering-Möglichkeiten, Lounges, Ticket-Desks, Bancomat, Leuchtschriften: «Was wir heute bauen, soll für die nächsten zwei Generationen Bestand haben. Wir müssen grosszügig und zukunftsweisend denken.» Im Top of Europe Flagship Store gibt es alles Helvetische zu kaufen, was das Touristenherz begehrt. Übertreiben wollte es Kessler mit den Klischees aber nicht: Die ursprünglich geplanten Kuh- und Glockengeräusche (wie im Flughafen Kloten) wird man in Grindelwald nicht hören.

Neid und Föhn

Aber auch so müssen die Gäste auf kaum einen Komfort verzichten. Kessler spricht von einer «neuen Ära für die ganze Region» – und das zu einem grossen Teil selber finanziert. Zwei Drittel der Gesamtkosten von 470 Millionen Franken kommen von den börsenkotierten Jungfrauabahn. Einzig die Rechnung für die Heizung der Kabinenfenster will Kessler erst mit Verzögerung bezahlen: «Weil ich nicht daran glaube, dass das System funktioniert.»

Kessler spricht schnell und mit grosser Intensität. Im Zehn-Sekunden-Rhythmus unterlegt er seine Aussagen mit Zahlen – ob es nun um die Zahl der Toiletten in der Talstation (je 17 für Frauen und Männer), die Wertschöpfung für den Kanton (bis 67 Millionen Franken), die Steuereinnahmen für Kanton (14 bis 17 Millionen) und Gemeinde (2,5 Millionen) oder die neuen Arbeitsplätze (400 bis 500) geht. «Sogar Vertreter aus Sölden sind gekommen, um sich unser Projekt anzuschauen», sagt Kessler.

Die ältesten Berner Oberländer seien der Neid und der Föhn, heisst es im Volksmund. So ist es wohl das grösste Kompliment, dass Kessler auch in den eigenen Reihen grösste Wertschätzung genießt. Rico Molitor, Sohn der Lauberhorn-Legende Karl Molitor, sagt: «Wir haben ihm sehr viel zu verdanken. Kessler war der Erste, der konsequent den Weg nach Asien ging – und dabei keine Mühen scheute.» Kessler habe nicht lockergelassen, sei bestimmt zehn Mal in seiner Mission in den Fernen Osten gereist – obwohl der Erfolg anfänglich ausblieb. «Doch wenn du das elfte Mal kommst, nehmen sie nur noch dich», beschreibt Molitor den Erfolg auf plakative Weise.

Asien wird für Kessler zentral bleiben. Auch die Zürcher will er für seine Bergwelt gewinnen: «Wir werden mit einer Plakataktion im Hauptbahnhof ein wenig provozieren», sagt er lächelnd. Wie die Provokation aussehen wird, will er nicht verraten. Wer aber seine Arbeitslust und Kreativität zum Massstab nimmt, darf Unterhaltsames erwarten. Und wie er das Tempo des Berner Oberländers erlebt, kann (aus Zürcher Warte) nur neidisch festhalten: Wäre Urs Kessler Vorsteher des Zürcher Sportdepartements, gäbe es an der Limmat wohl schon drei neue Fussballstadien. ○

LSD im Leitungswasser

Am Wahlskandal von Thüringen zeigt sich exemplarisch, wie sich das System Merkel heissgelaufen hat. Die Kanzlerin und das Establishment behandeln die demokratisch gewählte AfD, als sei sie eine Mutation des Coronavirus. Ein Besuch in der Quarantäne. Von Matthias Matussek

Die SPD nur noch Rumpfpartei und die CDU in einer Art Kernschmelze, die am Montag befördert wurde durch den Rücktritt der doch gerade erst installierten neuen Parteivorsitzenden Annegret Kramp-Karrenbauer (genannt AKK). Was war geschehen? Offenbar hatte AKK darin versagt, den Coup der AfD in Thüringen zu verhindern. Die AfD hatte mit Teilen der Thüringer CDU die ihren Wählern versprochene Abwahl des regierenden Ministerpräsidenten der Linken, Boris Ramelow, erfolgreich durchgezogen.

Das System Merkel, das die politischen Koordinaten im Lande nach links verschoben hat und die AfD behandelt, als sei sie eine Mutation des Coronavirus, sei also in totaler politischer Quarantäne einzuhegen, hat sich in Thüringen heissgelaufen und fordert nun seine Opfer.

Das war die Lage: Der Linke amtierende Ministerpräsident Boris Ramelow konnte ohne Stimmen der AfD, des erklärten Gegners, keine Mehrheit im Landtag gewinnen. Mike Mohring von der CDU durfte auf Anweisung der Berliner Zentrale nicht kandidieren, weil er nicht mit Stimmen der AfD-«Schmuddelkinder» gewählt werden durfte. Und die SPD, in Thüringen eine Kleinstpartei, nannte die Aufforderung der CDU, einen eigenen Kandidaten zu stellen, eine «Unverschämtheit», denn sie wollte ihren Schulterchluss mit Ramelow nicht gefährden.

Blumen vor die Füße

Also befreite die AfD das Bundesland aus der Sackgasse, indem sie in einem dritten Wahlgang für den Überraschkandidaten der Kleinpartei FDP, Thomas Kemmerich, gestimmt hatte. So stand dann plötzlich dieser nicht unsympathische glatzköpfige Unternehmer, katholisch, Vater von sechs Kindern, im Blitzlicht und rieb sich verwundert die Augen.

Die Republik stand kopf, als hätten wir 1933 und die Nazis seien gerade an die Macht gekommen. «Handschlag der Schande», schrie die *Bild*-Zeitung und zeigte Kemmerich, wie er den Glückwunsch durch den AfD-Flügelmann Björn Höcke entgegennimmt. Irgendeiner im Netz kombinierte die Szene mit dem Foto, auf dem sich Hitler vor dem greisen Hindenburg verneigt. Leitartikler sprachen von Dammbruch, obwohl Kemmerich artig und sofort «jede Zusammenarbeit mit der AfD» ausschloss. Im Landtag schmiss ihm die Linke-Landeschefin Susanne Hennig-Wellsow die Blumen vor die Füße.

Und im Lande wurden Parteibüros der FDP verwüstet, junge FDP-Frauen unter «Faschist»-Rufen gejagt. Parteichef Christian Lindner erging sich in Selbstkritik wie unter Stalin. Doch er und seine Parteifreunde können sich noch so tief vor dem Gesslerhut des «Antifaschismus» verneigen, sie werden ihres politischen Lebens in diesem Lande nicht mehr froh werden. Eingehetzt wird das ideologische Kesseltreiben von ganz oben, von einer Kanzlerin, die die Wahl Kemmerichs vor den Augen der Nation einen «unverzeihlichen Fehler» nannte. Worte von tödlichem Gewicht, wie Ossip Mandelstam einst über Stalin dichtete. Zu Besuch in Pretoria trat sie dort vors Mikrofon und verlangte, dass dieser unverzeihliche Fehler «wieder rückgängig gemacht werden müsse», als sei sie noch immer Sekretärin für Agitation und Propaganda in der DDR und als hätte es eine friedliche Revolution nie gegeben, die echte, freie und geheime Wahlen forderte.

Ihren Ost-Beauftragten Christian Hirte, der Kemmerich zur Wahl beglückwünscht hatte, feuerte sie, offenbar auch auf Druck der SPD, die sie nicht verärgern möchte, weil ein Scheitern der Koalition vorzeitige Neuwahlen und damit ihr Ende bedeuten könnte. Und Kemmerich selber, mittlerweile aufgrund von Morddrohungen unter Polizeischutz, kündigte an,

Merkel sagt: «Wir dürfen nicht nur an uns denken.» Dabei ist sie genau dafür gewählt worden.

das ihm zustehende Übergangsgeld dem Verein der «Opfer des Stalinismus» zu spenden, auch das schliesslich Teil deutscher Vergangenheit. Das wiederum wurde im Netz als «weitere Verhöhnung Boris Ramelows» kritisiert und der Verein verdächtigt, mit der AfD zusammenzuarbeiten.

Dies alles also eine ideologisch hoffnungslos verknäuelte Sache, bis die Kanzlerin, nach Angaben der *Bild*-Zeitung, den gordischen Knoten durchschlug und telefonisch anordnete, in einer nächsten Wahl sei Boris Ramelow, der verdiente Parteikader, mit seinem Kabinett aus ehemaligen SED-Genossen im Amt zu bestätigen. Sicher, es gab mal eine CDU, die eine solche Zusammenarbeit, eine solch aktive Unterstützung der ehemaligen Mauerschützenpartei rigoros ausgeschlossen hatte. Deren Mitglieder allerdings sind unter Merkels Ägide massenweise zur AfD übergelaufen. «Die AfD

ist ein einziger Protest gegen die Politik der letzten Jahre», erklärt die Linke Sahra Wagenknecht später im sonntäglichen Talk «Anne Will» auf ARD mit einigem Recht.

Wie die Wohnung eines Messias

Denn die Kanzlerin lässt ihre Augen über die Horizonte der Welt schweifen und übersieht die Missstände im eigenen Land, das aussieht wie die verwahrloste Wohnung eines Messias mit abgekauten Fingernägeln. Die Infrastruktur ist marode, die Grossstädte ein einziger Verkehrsstau, die Armee kaputtgespart, Wohnungsmieten unerschwinglich hoch, die Steuern die zweithöchsten in Europa, die Energiepreise ein Hokusfokus, der Hunderte von Milliarden verschlingt und mit dem Wahnsinn, gleichzeitig aus Kohle und Atomkraft auszuweichen, die höchsten Stromkosten in Europa zur Folge hat. Merkel sagt: «Wir dürfen nicht nur an uns denken.» Dabei ist sie genau dafür gewählt worden: daran zu denken, Wohl und Nutzen des eigenen Volkes zu mehren und Schaden von ihm abzuwenden.

Der Zufall wollte es, dass in dem Moment, als der Thüringer Sturm durch das Land wehte, ich in Kassel zum Neujahresempfang der AfD geladen war, wo ich eine Ansprache halten sollte. Dazu ist zu sagen: Ich war bisher nur in einer einzigen Partei aktiv, nämlich in der maoistisch orientierten Schülerorganisation des Kommunistischen Arbeiterbundes (ML) um 1970, aus der ich wegen trotzkistischer und hedonistischer Abweichungen rausgeflogen bin. Seither parteilos – und ich würde der AfD, wenn ihr ihr politisches Überleben wichtig ist, davon abraten, je einen wie mich aufzunehmen.

Umgekehrt halte ich es für eine geschichtsvergessene Unverschämtheit, die AfD eine Nazi-Partei zu nennen, wie es die *Spiegel*-Vertreterin bei «Anne Will» tat. Björn Höcke, Fraktionsvorsitzender der AfD im Thüringer Landtag, darf gemäss Gerichtsentscheid Faschist genannt werden? Ach ja? Die Grüne Renate Künast darf gemäss Entscheid Landgericht Berlin als «Drecksfotze» bezeichnet werden, was ebenso schäbig ist und ebenso wenig zutrifft. Gerade eben hat der (sozialdemokratische) Historiker Heinrich August Winkler vor dem massenhaften Gebrauch des Wortes «Faschist» gewarnt. Er sieht Höcke eher als Deutschnationalen, man könnte ihn auch einen Nationalromantiker nennen, der den grossen Auftritt liebt. Aber er ist sicher kein Massenmörder, und seine Thüringer AfD ist keine Kampftruppe,



Wohl und Nutzen des eigenen Volkes: Überraschungskandidat Kemmerich.

die in den Wäldern um die Wartburg auf ihren Einsatz wartet. Militant ist die andere Seite.

Sieg oder Niederlage?

Die sich in Kassel eingefunden haben, sind keine Springerstiefel-Typen, sondern wohlfrisierte Damen und soignierte Herren, Bürgertum. Eine Halle im Industriegebiet, verglast und geschmückt mit unzähligen runden Tischen mit Kerzenleuchtern für etwa 500 Parteimitglieder. Festliche Stimmung. In der Nacht zuvor hatten unerschrockene Antifaschisten mit Nagelbrettern versucht, die Panoramascheiben einzuschlagen, was Staatsschutz und Polizei verhindern konnten. Die Sicherheitsbeamten sorgten auch dafür, dass die verummten Prügler mit ihrer nachgeholten Sauwut auf Hitler in gehörigem Abstand zur Halle gehalten werden konnten, was natürlich die Verwechslungsgefahr erhöhte, doch im unaufhörlich niederprasselnden Regen verstummten nach und nach alle Sprechchöre und Spottgesänge.

So sieht die Versammlung einer demokratischen Partei im Deutschland Merkels aus: Hochsicherheitstrakt. Dass die AfD demokratisch ist, ist rechtlich unbestritten, allerdings nicht ideologisch. Im politischen Wettbewerb wird ihr die demokratische Legitimation straffrei entzogen, obwohl sie mittlerweile die

grösste (und einzige) Oppositionspartei im Bundestag ist und Millionen von Wählern hat.

Ja, wer einmal das Parteiprogramm durchgelesen hat, der wird feststellen, dass es wohl das radikaldemokratischste von allen ist. Ausführlich widmet es sich der Kontrolle im Parteienstaat, denn die These der AfD, die nicht von der Hand zu weisen ist, ist die, dass sich die Parteien den Staat zur Beute gemacht haben. Etwa mit einer ausgewucherten Parteienfinanzierung von prächtigen 600 Millionen Euro. Oder mit der absurd hohen Anzahl von Abgeordneten, nämlich 700 mit üppigem Pensionsanspruch. Mehr hat wahrscheinlich nur der chinesische Volkskongress.

Die AfD verlangt direkte Demokratie! Volksabstimmung bei strittigen Gesetzesvorhaben wie in der Schweiz. Auch der Bundespräsident soll nicht mehr in Hinterzimmern ausgekugelt, sondern vom Volk direkt gewählt werden. Besonders schön: In Fällen krasser Verschwendung von Steuergeldern (Flughafen Berlin!) soll der Straftatbestand der Haushaltsuntreue eingeführt werden.

Merkelsche Macht-Walze

Der Parteivorsitzende Jörg Meuthen (die AfD hat zwei Parteichefs) referiert über den Brüsseler Irrsinn. Das Billionen-Paket von Ursula

von der Leyen. Die Rechtsfraktion im Parlament hat kleine Landes-Wimpelchen auf ihren Bänken. Androhung hoher Bussgelder, sollten sie nicht durch blaue Eurofähnchen ersetzt werden. Der Saal lacht. Kopfschütteln. Dann massiert Meuthen die Seelen der Anwesenden, weil sie sich einer geächteten Partei angeschlossen haben, die die einzige Opposition im Lande darstellt. Und die sich vor der merkelschen Macht-Walze ohnmächtig fühlen.

Er spricht über die Erfolge 2019 in den Ostländern. Und macht Mut für die Zukunft. «Bis zur Mitte der Dekade müssen wir Regierungsverantwortung haben», ruft er, «denn wir wollen dieses Land vor dem Ruin bewahren.» Anschliessend gewährt Meuthen ein Kurzinterview am Nebentisch. War der Erfurter Coup ein Sieg für die Partei – oder letztlich doch eine Niederlage? «Natürlich ein Sieg. Wir haben diesem System Merkel die Maske heruntergezogen. Unser Ziel war es, eine rot-rot-grüne Regierung zu vermeiden, und das ist uns – zunächst – gelungen.»

Umfragen nach diesem Coup zeigen allerdings leichte Verluste für die AfD, einen Anstieg für die Linke. Meuthen: «Also ich habe Umfragen gesehen, in denen CDU und FDP im freien Fall sind. Die CDU runter auf 12 Prozent.» Was muss passieren, um Ihr Ziel zu verwirklichen,

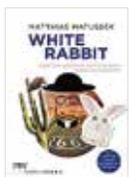
Merkel zu stürzen? «Wir brauchen Geduld. Aber ich glaube, die Vorgänge dieser Woche waren ein Augenöffner für viele. Das Verhalten der Kanzlerin hatte mit Demokratie nicht mehr viel zu tun.» Wie kommen Sie aus dieser Ächtung als Nazipartei raus, die so ziemlich alle Medien betreiben? «Indem wir durch unsere Arbeit klarmachen, dass wir keine sind. Und durch Wahlerfolge. Und durch Eselsgeduld. Einfach nicht aufgeben.» Muss es den Deutschen erst schlechter gehen, bis sie aufwachen? «Ich fürchte, ja. Nicht dass ich's mir wünsche, aber irgendwann wird die Merkel-Habeck-Politik auch die Wohlfühloasen in den Vororten erreichen.»

Kurz darauf stehe ich auf dem Podium. Ich beginne meine Rede mit den Worten «Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Nazis», und ernte Gelächter. Dann erörtere ich meine These, dass ich glaube, dass dem Nazi-paranoiden Deutschland LSD ins Leitungswasser gekippt wurde. Ich zitiere aus meinem Buch «White Rabbit». Meiner Ansicht nach ist es ein ganz böser Trip, in den wir in diesem Land gerutscht sind. Ein Trip, in dem Begriffe gefälscht werden, wie etwa jener der «Demokratie», wenn die AfD notorisch als undemokratisch unter Quarantäne gestellt wird. «Niemand hat ein Monopol auf demokratische Werte, weil diese gerade den Dissens zur Voraussetzung haben.» So der freie Journalist und Autor Frank Lübberding in der FAZ. Und weiter: «Das ist zwar eine Selbstverständlichkeit, wird aber nicht mehr akzeptiert.»

Vorbereitung auf die Ausnüchterung

Orwells Neusprech herrscht. Angelehnt an den Stalinismus, dessen russische Kommission bei der Ausarbeitung des Artikels über Meinungsfreiheit in der Menschenrechtskonvention 1948 Einschränkungen derselben forderte, und zwar für das Vergehen «faschistischer Propaganda». Die Völkerfamilie lehnte ab, weil sie ahnte, dass alles, was Kritik an den roten Zaren üben würde, leicht als «faschistisch» zu brandmarken wäre. Sie sollte recht behalten.

Aber dass dieser Mechanismus auch in einer pervertierten deutschen Parteien-Demokratie noch 72 Jahre später greifen könnte, hätten sie sich nicht vorstellen können. Natürlich gehört dazu ein bussüchtiges Täter-Volk, das kollektiv ganz übles LSD erwischt hat. Womöglich jedoch hat dessen Hysterie mit den Thüringer Vorgängen ihren Siedepunkt erreicht, und es bereitet sich auf eine Art Ausnüchterung vor. Mit dem Rücktritt von Kramp-Karrenbauer werden die Karten auch in der CDU neu gemischt, was diesen Prozess beschleunigen könnte.



Matthias Matussek: White Rabbit oder Der Abschied vom gesunden Menschenverstand. Finanzbuch-Verlag 2018. 320 S.

Demokratie

«Kompetenzen eindeutig überschritten»

Die Bundeskanzlerin dürfe sich nicht in die Regierungsbildung der Bundesländer einmischen, sagt Rechtswissenschaftler Dietrich Murswiek. Die Betitelung der AfD als «nazistisch» und «faschistisch» sei verhetzend. Von Urs Gehriger und Roger Köppel

Am 8. Februar ist der rechtsstaatlich einwandfrei gewählte Thomas Kemmerich aufgrund öffentlichen und parteipolitischen Drucks vom Amt des Ministerpräsidenten zurückgetreten. Ist das eigentlich ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Bundesrepublik?

Ich kenne kein anderes Beispiel dafür. Dass jemand zum Ministerpräsidenten gewählt wird und dann am Tag darauf zum Rücktritt gezwungen wird, das hat es noch nicht gegeben.

Die Bundeskanzlerin hat auf Staatsbesuch in Südafrika folgende Aussage gemacht: «Man muss sagen, dass dieser Vorgang unverzeihlich ist und deshalb auch das Ergebnis wieder rückgängig gemacht werden muss.» Wie beurteilen Sie diese Art Befehl aus verfassungsrechtlicher Sicht?

Die Bundeskanzlerin hat diese Aussage auf einer gemeinsamen Pressekonferenz mit dem südafrikanischen Präsidenten gemacht. Sie ist dort also als Kanzlerin und nicht als Parteipolitikerin aufgetreten, auch wenn sie in ihrem Statement ausdrücklich die Auffassung der CDU vertreten hat. Deshalb meine ich, dass sie mit dieser Aussage ihre Kompetenzen als Kanzlerin eindeutig überschritten hat. Sie darf sich als Bundeskanzlerin nicht einmischen in die Regierungsbildung auf der Ebene der Länder.

Steht die zitierte Aussage der Kanzlerin im Widerspruch zum Demokratieprinzip des Grundgesetzes, und berührt sie die verfassungsrechtliche Unabhängigkeit der Abgeordneten des Landtages des Freistaates Thüringen? Nach Art. 53 Abs. 1 Satz 2 der Verfassung des Freistaats Thüringen sind die Abgeordneten an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen.

Zum Demokratieprinzip steht sie nicht im Widerspruch, weil es ja Sache der Politiker in Thüringen bleibt, bei ihrer Entscheidung zu bleiben oder sie zu revidieren. Es gibt keinen rechtlichen Zwang von Seiten der Kanzlerin. Wenn allerdings ein so massiver Druck aufgebaut wird, wie wir das im Zusammenspiel vieler Bundespolitiker erlebt haben, mit der

Verwendung eines Vokabulars, das jedenfalls moralisch keine freie Entscheidung mehr zulässt («Schande»), und noch der Druck der Strasse nicht nur mit Beschimpfungen, sondern auch mit handfesten Bedrohungen hinzukommt, ist das freie Mandat der Abgeordneten in Gefahr.

Die Welt am Sonntag [9. Februar 2020, Seite 3] berichtete: «Aus der FDP ist zu hören, Merkel habe den Rücktritt Kemmerichs erzwungen, ansonsten sämtliche Landesregierungen beenden zu wollen, an denen CDU und Liberale beteiligt seien.» Wenn das zutrifft, wie kommentieren Sie dies aus verfassungsrechtlicher Sicht?

Hätte Merkel diese Äusserungen als CDU-Politikerin – nicht als Kanzlerin – gemacht, wäre das verfassungsrechtlich unproblematisch. Jede Partei kann entscheiden, mit welchen anderen Parteien sie koalieren will und aus welchen Gründen sie Koalitionen beendet. Da Frau Merkel aber gar nicht mehr Vorsitzende der CDU ist, kann man sich natürlich die Frage stellen, wie sie dazu kommt, eine solche Äusserung zu machen. Das hätte sie der CDU-Vorsitzenden überlassen müssen. Da Merkel ihre Autorität nur aus ihrer Stellung als Kanzlerin bezieht, muss man annehmen, dass sie als Kanzlerin gesprochen und insofern wiederum ihre Kompetenz überschritten hat.

Auf sozialen Medien heisst es, die Kanzlerin habe möglicherweise gegen den Paragraphen 105 des Strafgesetzbuches verstossen, wonach die Nötigung von Staatsorganen verboten sei. Ist das so?

Das ist nicht so. Merkel hat hier politischen Druck ausgeübt, aber das ist nicht strafbar.

Die AfD-Abgeordneten wurden demokratisch gewählt. Dennoch werden sie von der Regierungsbeteiligung und -bildung ferngehalten. Muss eine Partei, die verfassungsmässig legitim ist, nicht am gesamten Spiel der Demokratie zugelassen werden? Konkret auch an der Regierungsbildung und -beteiligung?

Verfassungsrechtlich ist es so, dass die gewählten Abgeordneten selbstverständlich alle gleiche Rechte haben, ganz egal, welcher Partei sie angehören. Wenn die



«Gegen den Geist der parlamentarischen Demokratie»: Verfassungsrechtler Murswiek.

anderen Parteien allerdings sagen, mit der AfD wollen wir nicht koalieren, dann ist das eine politische Entscheidung. Dagegen ist verfassungsrechtlich nichts einzuwenden. Was ich verfassungsrechtlich für höchst problematisch halte, ist, dass man die Stimmen, die von AfD-Abgeordneten im Parlament abgegeben werden, als sozusagen kontaminiert betrachtet und dann die Auffassung vertritt, eine Entscheidung, die mit Hilfe der Stimmen der AfD getroffen worden ist, dürfe keinen Bestand haben. Das ist gegen den Geist der parlamentarischen Demokratie und das wirkt tendenziell zerstörerisch auf ihr System. In der Konsequenz bedeutet das ja, dass in Thüringen CDU und FDP keine von ihnen für richtig und vernünftig gehaltenen Gesetze mehr durchsetzen können, wenn die Linksparteien dagegen stimmen, obwohl die Parlamentsmehrheit für diese Gesetze ist, wenn die AfD zustimmt. Mit anderen Worten: Es wird nur noch «linke» Gesetze geben können, obwohl es im Parlament eine «nichtlinke» Mehrheit gibt.

Kevin Kühnert, stellvertretender Bundesvorsitzender der SPD, sagte in der Diskussionsrunde «Anne Will» (ARD, 9. Februar

2020) an die Adresse der AfD: «Sie haben Abgeordnete im thüringischen Landtag für ihre Partei. Das ist es, was sie garantiert haben in einer parlamentarischen Demokratie, mehr nicht.» Was sagen Sie dazu?

Das ist vollkommen falsch und antidemokratisch. Auch die AfD-Abgeordneten haben das Recht, sich in gleichem Umfang an allen Entscheidungen, die im Parlament getroffen werden, zu beteiligen. Ob sie ein Recht haben, an einer Regierungsbildung beteiligt

«Die Linkspartei wurde vom Verfassungsschutz bis 2011 noch als extremistisch eingestuft.»

zu werden, ist eine andere Frage. An einer Regierung kann man in Deutschland nur beteiligt werden, wenn man entweder selbst die absolute Mehrheit im Parlament hat – das hat die AfD ja nicht. Oder wenn man Koalitionspartner findet, mit welchen man gemeinsam eine Regierung bildet. Wenn die anderen Parteien alle sagen, mit der AfD wollen wir keine Regierung bilden, dann ist das nicht verfassungswidrig und auch nicht undemokratisch.

Die Attacken auf die AfD wirken immer extremer. Alle Hemmungen scheinen gefallen zu sein: Die Partei wird offen als nazistisch, faschistisch, rassistisch, rechtsextrem bezeichnet. Sind diese Anfeindungen in irgendeiner Weise fundiert?

Das sind alles geradezu verhetzende Beschimpfungen, die von der Wirklichkeit überhaupt nicht gedeckt sind. Natürlich ist die AfD keine Nazi-Partei. Sie ist auch nicht rechtsextrem. Der Verfassungsschutz in Deutschland hat ja ein Auge auf die Partei geworfen und geprüft, ob sie extremistisch sei. Das Bundesamt für Verfassungsschutz hat letztes Jahr ein umfangreiches Gutachten über die AfD vorgelegt, das – durch ein Leak – auch im Internet veröffentlicht worden ist. Daraus ergibt sich: Nach der Einschätzung des Verfassungsschutzes kann die AfD – für den Zeitraum der Prüfung – nicht als extremistisch eingeordnet werden. Es habe lediglich einige, wie sich der Verfassungsschutz ausdrückte, «Verdachtsplitter» gegeben dafür, dass es in der AfD verfassungsfeindliche, extremistische Tendenzen gibt. Und deshalb hat man die Partei zum sogenannten Prüffall gemacht. Doch bis dato gibt es keine Erkenntnisse, dass die AfD als Gesamtpartei tatsächlich extremistische, antidemokratische Tendenzen verfolgt. Es gibt freilich Personen in der AfD, die man als Extremisten ansehen kann und von denen die Partei sich trennen muss. Und es gibt auch immer wieder Äusserungen, die sich skandalisieren lassen.

Stimmt es, dass die Partei Die Linke bis 2013 als Ganzes vom Staatsschutz beobachtet wurde?

Die Linke wurde als Gesamtpartei vom Bundesamt für Verfassungsschutz bis 2011 als extremistisch eingestuft, in Bayern noch bis 2012. Seither werden als Beobachtungsobjekte des Verfassungsschutzes in den Verfassungsschutzberichten noch einige Untergliederungen dieser Partei genannt.

Dietrich Murswiek, 71, ist Rechtswissenschaftler. Bis zur Emeritierung 2016 war er Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau. Murswiek gehörte von 1972 bis 2015 der CDU an und berät Bundestagsabgeordnete der CDU/CSU-Fraktion in staats- und völkerrechtlichen Fragen. Rechtsgutachten und Prozessvertretungen hat er auch für die Grünen, Die Linke, die Ökologisch-Demokratische Partei (ÖDP) und die AfD übernommen.

Bernies Revolution

Im Establishment der Demokratischen Partei sorgt Bernie Sanders mit seinem strammen Linkskurs für Kummer und Angst. Bei den Jungen hingegen ist er Kult. Der radikale 78-Jährige verbrachte einst seine Flitterwochen in Moskau. *Von Michael Tracey*



Gegen den «oligarchischen Kapitalismus»: Sozialist Sanders.

Die Vorstellung, dass sich ein bekennender Sozialist anschickt, das Weisse Haus zu erobern, wäre vor fünf Jahren undenkbar gewesen. Doch nun steht mit Bernie Sanders ein linker Kandidat im Rennen, der sich veritable Chancen auf eine Nomination als Präsidentschaftskandidat der Demokratischen Partei ausrechnen darf.

Während seiner letzten Präsidentschaftskandidatur 2016 verbrachte ich mehrere Tage in Sanders' Archiv, das sich in der University of Vermont in Burlington befindet und wo man Dokumente aus seiner Zeit als Bürgermeister in den 1980ern studieren kann. Das Material ist zum grössten Teil unspektakulär: alltägliche Korrespondenz mit Bürgern. Aber man bekommt auch einen Einblick in Sanders' radikale Vergangenheit. In seinen Dreissigern war er Mitglied der Liberty Union Party, einer Splittergruppe in Vermont, als deren Vertreter er für verschiedene Ämter kandidierte, meist aber nur sehr wenige Stimmen bekam.

Das Programm dieser Partei in den 1970ern enthält Elemente, die in der heutigen amerikanischen Politik kaum wiederzuerkennen wären. 1972 forderte die Programmkommission, der Sanders angehörte, «die Abschaffung aller Gesetze, die dem verfassungsmässigen Recht auf Waffenbesitz im Wege stehen». Dies liefert einen Hinweis darauf, warum Sanders' frühe politische Entwicklung nicht mit den orthodoxen Positionen der Demokratischen Partei konform ging. Heute gilt es unter Demokraten gewissermassen als «Lackmustest», sich gegen die Waffengesetze auszusprechen.

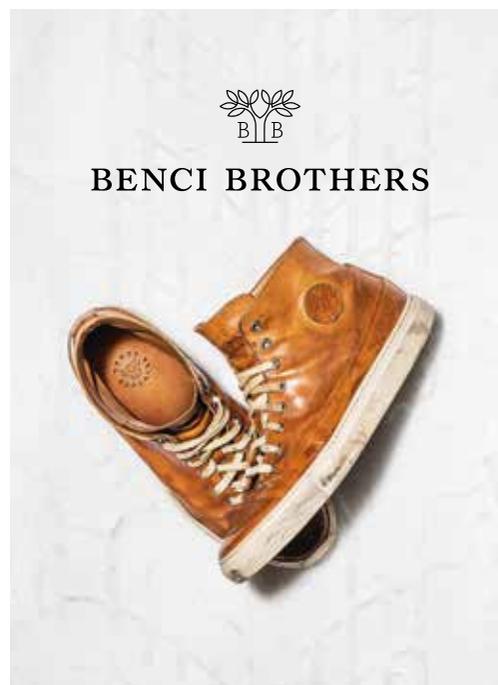
2016, nachdem Sanders bei den Vorwahlen erstaunliche 43 Prozent der Stimmen errungen hatte, wurde er fälschlicherweise als klassischer «liberal insurgent» (linker Rebell) von der Statur eines Howard Dean oder Bill Bradley porträtiert, zweier früherer demokratischer Kandidaten, die ebenfalls in diese Rolle geschlüpft waren, weil sie enttäuschte Elemente der Partei ansprachen. Sanders war aber immer anders. Die Bezeichnung «liberal» (links) hat er zeitlebens explizit von sich gewiesen, weil sie seiner Haltung, die den üblichen politischen Rezepten der Demokratischen Partei oft zuwiderlief, nicht entsprach.

Vorbild Roosevelt

Und im Unterschied zu vielen Angehörigen der Eliten, die sich in der Partei hocharbeiten, ging Sanders noch als Erwachsener Gelegenheitsjobs nach. In Burlington wohnte er in einer Bruchbude und hatte Mühe, über die Runden zu kommen. Dies prägte natürlich seine Lebenserfahrung und seine politische Orientierung in einer Weise, die den meisten begüterten Angehörigen der politischen Klasse fremd sein dürfte. Dafür kann er Millionen einfacher Leute ansprechen, die nicht zu Unrecht vermuten, dass sich diese abgehobenen Eliten nicht für ihre Belange interessieren.

In den fünf Jahren, in denen Sanders landesweite Bekanntheit erlangte, hat er den «demokratischen Sozialismus» (das Etikett, unter dem er antritt) durch Betonung des Wortes «demokratisch» erfolgreich entmystifiziert. Auf diese Weise kann er sein politisches Projekt mit den historischen Ambitionen der Demokratischen Partei verknüpfen. Im vergangenen Jahr legte er in einer Rede in Washington dar, was er unter Sozialismus versteht. Er rief nicht zu einer umfassenden Verstaatlichung aller Industrieunternehmen oder zur Enteignung von Privateigentum auf, sondern plädierte dafür, «zu vollenden, was von Roosevelt begonnen wurde» – also von Franklin D. Roosevelt, dem verehrten Präsidenten, der das Land im Zweiten Weltkrieg zum Sieg führte und den modernen Sozialstaat schuf.

Indem Sanders den «demokratischen Sozialismus» vorbehaltlos in das Selbstverständnis



der heutigen Demokratischen Partei einbettet und nicht als eine fremde, äussere Kraft versteht, hat er seine radikale Vergangenheit mit der heutigen, eher am Mainstream orientierten Politik versöhnt.

Dennoch stellt sich die Frage, ob ein sozialistisches Programm bei den Wählern wirklich ankommt. Sanders' Mitarbeiter und Aktivisten, die gegenwärtig bei den Vorwahlen unterwegs sind, haben Strategien entwickelt, wie diese Frage beantwortet werden kann. Seine jungen (bezahlten) Praktikanten in New Hampshire berichten mir, dass es offenbar überzeugend wirkt, wenn auf Sanders' persönliche Beständigkeit hingewiesen wird. Konkret: dass er seit Jahrzehnten im Grunde die gleichen Dinge sagt.

Es ist unstrittig, dass Sanders seit Jahrzehnten gegen Einkommensungleichheit kämpft und für eine allgemeine staatliche Kranken-

versicherung eintritt, dass er die Oberflächlichkeit der profitorientierten Medien geisselt und auch bei anderen wichtigen Themen unbeirrte Stellung bezieht. Aber bei allem Applaus, den er für seine Beständigkeit bekommt, hat sich doch etwas verändert, und das ist seine Taktik.

Versöhnliche Gesten

Ein Beispiel sind die bereits erwähnten Waffengesetze: Heutzutage vertritt Sanders mehr oder weniger den offiziellen Standpunkt der Demokratischen Partei, während er früher staatlichen Kontrollen skeptisch gegenüberstand. Aber seine auffälligste taktische Neuorientierung war zwischen 2016 und heute zu beobachten. Tatsächlich hat Sanders nie aufgehört, sich als Präsidentschaftskandidat zu verstehen. Nach seiner Niederlage gegen Hillary Clinton vor vier Jahren stand praktisch fest, dass er 2020 abermals antreten würde.

Doch statt mit bissigen Bemerkungen um sich zu werfen, wandte er sich mit versöhnlichen Worten an das demokratische «Establishment» – das viele seiner treuesten Anhänger als korrupte Herrschaften kritisieren, die Sanders um jeden Preis schwächen wollen. Zwar haben Vertreter der Parteiorganisation und reiche Förderer seinen Aufstieg in der Partei mit Schrecken und Bestürzung verfolgt (und sollte er bei den Vorwahlen weiterhin gut abschneiden, wird dieser Konflikt an Schärfe zunehmen), aber einige Vertreter jenes Establishments begegnen ihm durchaus mit Wohlwollen.

So schrieb er nach 2016 gemeinsam mit Chuck Schumer, dem Fraktionschef im Senat, der als typischer Vertreter des demokratischen Establishments gelten kann, einen Meinungsartikel für die *New York Times*. Er trat gemeinsam mit Andrew Cuomo auf, dem Gouverneur des Bundesstaates New York, der bei linken Parteimitgliedern verhasst ist. Und er unternahm eine heikle, aber kluge «unity tour» mit Tom Perez, dem bedrängten Vorsitzenden der Parteiführung, der das jüngste Fiasko in Iowa zu verantworten hat, wo das endgültige Ergebnis der Vorwahlen bei Redaktionsschluss noch immer nicht feststand.

Doch ungeachtet dieser Avancen in Richtung der Parteigranden hat Sanders immer darauf geachtet, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Seine Basisorganisation «Our Revolution», die nach 2016 zum Aufbau eines landesweiten Netzwerks von Aktivisten gegründet wurde, steht der Demokratischen Partei nahe, geht aber nicht vollständig in ihr auf.

Noch in der jüngsten Zeit haben Kommentatoren Sanders' Chancen, die Nominierung zu gewinnen, systematisch heruntergespielt. Angeführt von dem Datenguru Nate Silver, haben Experten vor allem auf Beto O'Rourke und Kamala Harris gesetzt, die jedoch, weit abgeschlagen, aus dem Rennen ausstiegen. Doch



Inside Washington

Don Teflon

Trump ist in Topform. Wollen ihn die Demokraten schlagen, müssen sie mehr liefern.

Donald Trumps entschiedenste Gegner sind sich einig, dass der Präsident in der vergangenen Woche triumphiert hat. Seine Rede zur Lage der Nation wurde laut CNN von über drei Vierteln der Zuschauer positiv bewertet. Trumps langerwarteter Freispruch im Amtsenthebungsverfahren endete damit, dass Trumps Zustimmungsraten so hoch sind wie nie zuvor, seit er Präsident ist.

Konservative Experten und Republikaner warnten die Demokraten, dass das Impeachment in einer Sackgasse enden und jede positive Botschaft für die Wähler in der Präsidentschaftswahl überschatten werde.

Das Fiasko in Iowa hat die missliche Lage der Demokraten noch deutlicher gemacht. Sie wurden durch ihr eigenes Versagen national gedemütigt. Die Wahlbeteiligung war schockierend gering. Drei Jahre einer Anti-Trump-Kampagne mögen schier endlose Schlagzeilen erzeugt haben. Aber es gelang der Parteiführung nicht, die demokratischen Wähler für die Partei zu mobilisieren.

Unterdessen kommt Don Teflon Trump mit seiner Agenda voran. In dieser Woche kündigte das Justizministerium an, dass es die Städte einklagen wird, die illegalen Einwanderern Unterschlupf gewähren. Sie tun es selbst dann, wenn diese schwere Verbrechen begangen haben. In einer Rede vor der National Sheriff's Association in Washington, D.C. erläuterte Justizminister Bill Barr das neue Bundesgesetz: «Indem diese Bezirksstaatsanwälte ihre persönlichen Ambitionen und fehlgeleiteten Vorstellungen von Gerechtigkeit verfolgen, verletzen sie systematisch die Rechtsstaatlichkeit.»

Während sich die Demokraten mit dem eigenen Versagen auseinandersetzen, sonnt sich Trump im Scheinwerferlicht ausverkaufter Stadien. November ist noch eine gefühlte Ewigkeit weit weg. Die letzte Woche hat bewiesen, dass die Demokraten mehr liefern müssen als nur ihre Anti-Trump-Kampagne, um zu gewinnen. *Amy Holmes*

Sanders' Stärke ist schon lange nicht mehr zu übersehen.

Sanders hat stets mehr politische Flexibilität bewiesen, als seine Anhänger und Kritiker zugeben würden. 1986 kandidierte er als unabhängiger Bewerber für das Amt des Gouverneurs von Vermont mit einem Programm, das unter anderem Steuersenkungen vorsah, und als Bürgermeister von Burlington agierte er fiskalpolitisch durchaus konservativ. Nicht, dass er plötzlich eine angebotsorientierte Wirtschaftspolitik vertreten hätte – es war einfach Ausdruck libertärer Skepsis gegenüber dem Staat, die auf einem starken linken Fundament gründet: Die Steuern, die er reduzieren wollte, waren aus seiner Sicht regressiv und ungerecht und erlaubten den Reichen, praktisch unbehelligt davonzukommen. Dass die Stadt Burlington sich finanziell nicht übernahm, bewies, dass ein Sozialist sich sehr wohl auf das tägliche Regierungsgeschäft verstand. Das sind Argumente, die er im Wahlkampf anführen könnte, um noch mehr Wähler von seiner politischen Eignung zu überzeugen, während Donald Trump und seine Republikaner sich anschicken, ihn hemmungslos als wirren sozialistischen Ideologen zu porträtieren.

Sehr alter weisser Mann

Eine weitere interessante Veränderung: Sanders hat die jahrelange obsessive Beschäftigung der Demokraten mit Themen wie der angeblichen «Russland-Connection» (der im Mueller-Report inzwischen widerlegten Absprache Trumps mit Russland im Wahlkampf 2016) nie ernsthaft kritisiert. Sanders hat diesem pathetischen Narrativ sogar wiederholt Glaubwürdigkeit verliehen, einem Narrativ, das eine massive ausländische Einmischung Russlands in den amerikanischen Wahlkampf behauptet – eine unüberlegte, selbstzerstörerische Fixierung, der sich amerikanische Linke seit der Wahl von Präsident Trump hingeben.

Der Bernie Sanders von 1980 hätte diese These vermutlich zurückgewiesen, nicht zuletzt, weil es ihm wichtig war, die Prämissen der US-Aussenpolitik zu kritisieren und für gute Beziehungen zur Sowjetunion einzutreten. In seinem Archiv finden sich anerkennende Briefe von sowjetischer Seite, und 1988 verbrachte er seine «Flitterwochen» in Moskau. (Tatsächlich waren es keine Flitterwochen, aber so werden es Trump und die Republikaner zweifellos hinstellen.)

Mit Sanders steigt nicht bloss erneut ein weisser Mann für die Demokraten ins Rennen, sondern auch ein sehr alter weisser Mann. Im vergangenen Oktober erlitt er während eines Wahlkampfauftritts in Nevada einen Herzinfarkt, aber erstaunlicherweise scheint das seine Aussichten eher verbessert zu haben. Normalerweise wäre das Gegenteil zu erwarten: Ein 78-Jähriger, der plötzlich ein derart

ernstes gesundheitliches Problem hat, müsste seinen Wahlkampf praktisch abblasen. Aber seine Anhänger schien es umso stärker zu motivieren – vielleicht erinnerten sie sich daran, warum er eine solche Leidenschaft in ihnen entfacht hatte.

Alexandria Ocasio-Cortez, die Kongressabgeordnete aus New York, sprach sich jedenfalls, nachdem sie während seines Spitalaufenthalts mit ihm telefoniert hatte, nachdrücklich für seine Kandidatur aus. Dass sie ihn unterstützte und nicht Elizabeth Warren oder dass sie sich überhaupt für jemanden aussprechen würde, war keineswegs ausgemacht.

Das Establishment schlägt zurück

Modisch gekleidete jugendliche Sanders-Aktivistinnen, viele von ihnen gerade einmal im Wahlalter, sind in den Bundesstaaten ausgeschwärmt, in denen die ersten Vorwahlen stattfinden. Sie schätzen Sanders für seine Standfestigkeit, seinen Durchhaltewillen. Im Vergleich zu jüngeren linken Kandidaten sehen sie in ihm das unkorruptierbare «Original». Überall im verschneiten New Hampshire stiess man auf Wahlkampfbüros, an denen die entsprechende «Bernie»-Werbung prangte, ein Ergebnis der massiven Wahlkampfspenden, die fast durchweg aus kleinen Beträgen bestehen – auch das eine «Revolution» in der amerikanischen Politik. Und die riesige Armee von Unterstützern, die in den sozialen Medien für Sanders eintritt, kann man spöttisch abtun, doch in der heutigen Medienlandschaft ist dies ein Plus, das man nicht unterschätzen sollte.

Zweifellos wird Sanders auf seinem weiteren Weg zur Nominierung Gegenwind bekommen. Ältere, wohlhabende politische Strippenzieher werden sich fragen, wie die Demokratische Partei von einer sozialistischen Bewegung abgehängt werden konnte, so sehr Sanders den Begriff «sozialistisch» auch relativieren mag. Mike Bloomberg, der ehemalige Bürgermeister von New York und einer der reichsten Männer Amerikas, führt seinen eigenen Wahlkampf mit dem nicht bloss angedeuteten Subtext, dass er für verängstigte reiche Demokraten das wirksamste Antidot gegen Sanders ist. Sanders selbst hat die plötzlichen Willkommengesten der Parteiorganisation zugunsten von Bloomberg schon als «empörend» bezeichnet. Der sich abzeichnende Konflikt – moderater Sozialismus versus oligarchischer Kapitalismus mit freundlichem Antlitz – wird gewaltig sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Michael Tracey ist freier Journalist. Er hat in zahlreichen etablierten Medien publiziert, unter anderen in *Vice*, *New York Daily News*, *The Nation* oder *The Independent*. In den letzten Wochen hat er den Vorwahlkampf von Bernie Sanders und dessen Konkurrenten aus nächster Nähe verfolgt.

«Ich bin Giorgia»

Giorgia Meloni ist der aufsteigende Stern der italienischen Rechten. Mit Hilfe der Chefin der Fratelli d'Italia könnte in Rom bald wieder eine Rechtsregierung die Macht übernehmen. Von Nicholas Farrell

Als Giorgia Meloni, die Vorsitzende der Fratelli d'Italia, bei einer Kundgebung in Rom im vergangenen Oktober ausrief: «Ich bin Giorgia. Ich bin eine Frau, ich bin eine Mutter, ich bin Italienerin, ich bin Christin», konnte sie nicht ahnen, dass ihr *cri de coeur* zur Verteidigung ihrer nationalen und persönlichen Identität sie zu einem Internet-Star machen würde.

Eine solche Sprache gilt heutzutage als derart blasphemisch, dass Linke nicht nur die Wörter abschaffen wollen, sondern auch das, was sie bezeichnen – sogar «Mutter» soll durch «Elternteil 1» ersetzt werden. Als zwei superfortschrittliche Mailänder DJs Melonis Bekenntnis hörten, waren sie natürlich schockiert und fühlten sich bemüsst, Meloni für ihren Fauxpas abzustrafen. Sie posteten auf Youtube einen Song mit dem Titel «Io sono Giorgia», der die toxischen Wörter endlos wiederholte. Auf diese Weise wollte man Meloni diskreditieren, aber genau das Gegenteil passierte. Der Song, in der ersten Woche 6 Millionen Mal angeklickt, avancierte zur inoffiziellen Hymne der Anhänger Melonis.

Auf Salvinis Spuren

Im Januar setzte die Londoner *Times* Meloni, deren nationalistische Partei bei den Parlamentswahlen im März 2018 auf lediglich 4,4 Prozent kam, auf die Liste der «zwanzig Gesichter, die 2020 von sich reden machen» und am Ende des Jahres «geläufige Namen» sein werden. Als Ergebnis des Songs, so die *Times*, sei «ein Star geboren worden», denn der Stimmenanteil von Melonis Partei habe sich mit 10 Prozent mehr als verdoppelt.

Die einzigen italienischen Politiker, die ausserhalb von Italien einen Namen haben, sind der Medienmogul Silvio «Bunga Bunga» Berlusconi, der viermal Ministerpräsident war, und sein Nachfolger Matteo «Il Capitano» Salvini, der Chef der nationalistischen Lega, die von den Mainstream-Medien durchwegs als «rechtsausen» oder «rechtsextrem», wenn nicht gar als «rassistisch» oder «faschistisch» titulierte wird.

Zentraler Grund? Die Lega will die illegale Einwanderung beenden (seit 2013 sind 600 000 Migranten über das Mittelmeer nach Italien gekommen, die allermeisten über Libyen), und sie will erreichen, dass die schätzungsweise 500 000 illegalen Migranten, die sich bereits in Italien aufhalten, ausgewiesen werden.

Als Innenminister hatte Salvini die italienischen Häfen für «Rettungsschiffe» gesperrt und den Migrationszustrom weitgehend gestoppt. Doch seit seinem Rücktritt im vergangenen August hat die neue Koalitionsregierung der Fünf Sterne und des linken Partito Democratico (PD) die Häfen wieder geöffnet.

Nun ja, wenn die *Times* sich nicht irrt, dann könnte sehr bald eine dritte italienische Politikerpersönlichkeit weltweite Bekanntheit erlangen – diesmal wohlgerne eine Frau, eine Mutter (sie hat eine dreijährige Tochter, Gine-



«Bündnis von Vaterländern»: Meloni (l.), Salvini.

vra) und eine Christin (sie besitzt eine Sammlung von dreihundert Engelsfiguren). Vermutlich gibt es bald Neuwahlen, denn die Koalitionsregierung ist zerstritten und kommt nicht vom Fleck. Meloni könnte zur Mehrheitsbeschafferin einer Rechtsregierung werden. Salvinis Lega liegt bei 32 Prozent. Mithilfe der Fratelli d'Italia (derzeit 12 Prozent) und Berlusconis Forza Italia (6 Prozent) dürfte das für eine regierungsfähige Mehrheit reichen.

In Sachen Migration sind Melonis Fratelli noch strikter als die Lega. Sie fordern eine EU-Schiffsblockade vor der libyschen Küste und Aufnahmezentren in Libyen, wo entschieden werden soll, welche Migranten tatsächlich Flüchtlinge sind.

Meloni ist erst 43, tatsächlich aber eine politische Veteranin. 2006 zog sie als Abgeordnete der postfaschistischen Alleanza Nazionale ins Parlament, die sich dann mit Berlusconis Forza Italia zusamm tat. Berlusconi ernannte Meloni zur Ministerin für Jugend und Sport. 2012 gründete sie (mit anderen Abgeordneten) eine neue postfaschistische Partei, die Fratelli d'Italia (der Name verweist auf die erste Zeile der italienischen Nationalhymne), deren Vorsitzende sie seit 2014 ist. Sie betont, dass sie keine Faschistin sei, insistiert jedoch, der italienische Faschismus habe viel Gutes für das Land gebracht, weshalb er bei den Italienern so beliebt gewesen sei – eine Ansicht, für die Meloni viel Kritik einsteckt.

Verachtung für Linke

Meloni wuchs in einem armen römischen Quartier auf, konnte nicht studieren, weil sie arbeiten musste. Mit 21 wurde sie als Vertreterin der postfaschistischen Partei in den Provinzrat gewählt. Ihre Verachtung für die Linke könnte auf ihren Vater zurückgehen, Buchhalter und Salonkommunist, der ein Segelboot hatte und die Familie im Stich liess, als Giorgia klein war. Sie vermutet ihn, wie sie kürzlich sagte, auf den Kanarischen Inseln.

In der letzten Woche eröffnete sie in Rom eine Konferenz zum Thema nationaler Konservatismus, dessen Anhänger sie als «die einzigen wahren Demokraten» bezeichnete, «denn nur, indem wir den Nationalstaat verteidigen, können wir die politische Souveränität verteidigen, die den Bürgern des Staats gehört».

An der Konferenz nahmen unter anderen Viktor Orbán und Marion Maréchal teil. Meloni warnte: «Der extreme Nationalismus ist genauso schlecht wie der undurchsichtige Supranationalismus, für den die EU steht.» Die einzig mögliche Antwort, sagte Meloni, sei «ein Bündnis von Vaterländern, die an eine gemeinsame Bestimmung glauben».

Angesichts ihrer wachsenden Popularität stellt sich die Frage, wann es auf Youtube einen neuen Meloni-Song geben wird? Titel: «Basta Euro, basta Bruxelles».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Nichts ist schrecklicher oder herrlicher als das, was unsere Fantasie sich ausmalt: Hoppers «Second Story Sunlight».



Ikone der Woche

Fischstäbchen

Von Daniele Muscionico

Was gut ist, ist einfach. Dann ist es Kunst. Sonst ist es Krempel. Sempel und straight, so wie dieses Bild. Jedem verständlich, eines für alle, für jeden Geschmack richtig, für jede Zeit da. Kein Getüdel und kein Getue.

Fischstäbchen eben. Kunst ist ein Fischstäbchen, wenn sie grosse Kunst ist. Fischstäbchen schmecken Jung und Alt. Sie versprechen nichts, was sie nicht halten können. Sie täuschen nicht vor. Wie raffiniert sie aufgebaut sind, übersieht man, wenn man nicht die Zeit aufbringt, sich damit auseinanderzusetzen. Fischstäbchen erinnern an Kinderspielzeug. Das will ich auch!

So malte der Amerikaner Edward Hopper (1882–1967). Bunt, flächig, Landschaft und Menschen seiner Umgebung. Konservativ, ewig gestrig schimpfte man ihn bis in die Mitte seines Lebens und seiner Karriere. Als er 1967 stirbt, gelten seine Bilder als Staubfänger, ausserhalb seiner Heimat ist er nahezu unbekannt.

Er malte, was er sah. Das lässt es uns jedenfalls vermuten. Eine Reihe heller Häuser, ein Wald als Hintergrund, Sonne. «Second Story Sunlight» nennt er das Ölgemälde, es entsteht sieben Jahre vor seinem Tod.

In dieser Schaffensphase gilt Hoppers Interesse dem Sonnenlicht. Hell, dunkel, dunkel und hell. Die hellen Hausmauern spielen auf der von der Sonne abgewandten Seite in allen Farben. Kalt sind die Mauern dort, gespenstisch. Schatten im grünen Wald erlösen dunkle Gestalten. Die lichtbadenden Häuser sind eingefasst von einer Atmosphäre der Bedrohung.

Wo der Bildraum endet, beginnt das Meer. Wo sonst blickt die junge Dame hin, die das Balkongeländer reitet? Das Entscheidende findet ausserhalb des Bildes statt. Am Strand, auf dem Wasser?

Dort muss etwas im Gange sein, die junge Frau ist fasziniert. Auch die ältere Person in hochgeschlossener Kleidung hebt den Blick. Sie hört etwas, sie riecht etwas. Sie stutzt. Im nächsten Moment steht auch sie, geht zur Brüstung und sucht den Horizont ab.

Denn dort liegt es. Und nichts ist schrecklicher oder herrlicher als das, was unsere Fantasie sich ausmalt. Der Maler malt nur, was er sieht. Und was er nicht sieht, delegiert er an sein Publikum. Er überlässt das Eigentliche der Vorstellung des Betrachters.

Es, das ist die Mayonnaise. Jedem die seine, und so viel er will. Hoppers Bild vollendet erst die Interpretations-Sauce, die wir über es schütten.

Edward Hopper in der Fondation Beyeler, Riehen, bis 17. Mai

Selbstmord des Nordic noir

Die Ära einer der erfolgreichsten Literaturgattungen des Nordens geht langsam zu Ende. Sterbehelfer des skandinavischen Krimis ist ausgerechnet Jo Nesbø, der Norweger, der die mörderischen nordischen Romane prägte. *Von Anton Beck*



Es gibt noch mehr im Leben eines Schriftstellers: Jo Nesbø.

Harry Hole ist ganz unten. Mal wieder. Zwar haben sich die Millionen von Leserinnen und Lesern des norwegischen Schriftstellers Jo Nesbø längst daran gewöhnt, dass er mit seinem Protagonisten alles andere als zimperlich umgeht, aber in seinem jüngsten Roman, «Messer», treibt Nesbø es auf die Spitze.

Mit seiner Geschichte um den norwegischen Kommissar Harry Hole, der in klirrender Kälte und nordischer Dunkelheit wie ein Besessener Serienmördern nachjagt, hält Nesbø seine Leserschaft seit rund zwanzig Jahren in Atem. Die Faszination für Hole und dessen abstoßendes Benehmen ist ungebrochen. Wortkarg und unnahbar wandelt er vom einen Chaos ins nächste. Sein einziger Grund, überhaupt am Leben teilzunehmen, ist Rakel, die Liebe seines Lebens, die es allerdings nie länger als einen halben Roman mit ihm aushält. Wenn

sie ihn dann mal wieder verlässt, säuft er sich ins Delirium.

Ungleichheiten und Gewalt

Als Jo Nesbø mit «Messer» begann, habe er sich gefragt, was das Schlimmste sei, was seinem traurigen Romanhelden passieren könne. Die Antwort liegt auf der Hand und ist im Buch nachzulesen: Rakel wird ermordet. Das Perfide dabei: Harry, der sich nach einem Alkohol-Blackout an nichts erinnert, weiss nicht, ob er es selber war oder ob doch sein Erzfeind, der Psychopath Svein Finne, seine Geliebte umgebracht hat. Wie gewohnt sind Nesbøs Landschaften auch in dieser Geschichte mit shakespeareschem Ausmass karg, die Städte grau, die Menschen stumpf und die Behörden korrupt, so dass schliesslich jedem Leser die Lust am Norwegenurlaub vergeht.

Unzählige Artikel nahmen sich in den letzten Jahren des Phänomens des skandinavischen Krimis an. Mit «Nordic noir» erhielt er nicht nur eine Genre-Bezeichnung, sondern auch einen eigenen Schwerpunkt in der Literaturwissenschaft. Die Erkenntnisse der Journalisten und Professoren gehen alle in dieselbe Richtung: Die Bestseller der bekanntesten Vertreter des Nordic noir wie Nesbø, Arne Dahl, Jussi Adler-Olsen oder Stieg Larsson zeichnen ein Bild Skandinaviens, das von gesellschaftlichen Ungleichheiten und exzessiver Gewalt geprägt ist. Im Prinzip zieht also eine Kombination aus verdrängter Voyeurismustlust und dem Aufarbeiten sozialer Missstände die Leserschaft an. Deutlich simpler erklärte es eine befreundete Literaturstudentin, die meinte, sie lese diese blutrünstigen Nordic-Krimis bloss aus Schadenfreude darüber, dass der skandinavische

Winter noch viel schlimmer sein müsse als der hiesige. Wenn es kälter werde und auch in Mitteleuropa die langen Nächte überhandnehmen, helfe es ihr zu wissen, dass es unweit Orte gebe, an denen der Alltag ähnlich aussehe, bloss das Wetter noch mehr auf das Gemüt schlagen müsse.

Doch damit dürfte allmählich Schluss sein. Und Jo Nesbø macht es vor. Er weiss natürlich genau, in welchem Bereich er sich bewegt und dass der Literaturbetrieb wie auch das Feuilleton mit einem gewissen Lächeln auf die süffigen Harry-Hole-Bücher herabblicken. Spätestens mit «Messer» verlässt er nun die seichten Gewässer der reinen Unterhaltung und taucht mit seiner Darstellung von Harrys Trauer und Svein Finnes Persönlichkeitsstörung in Erkundungstouren menschlicher Empfindungen und Beweggründe ab: Was treibt einen Psychopathen an? Welchen Grund zu leben gibt es noch, wenn die Person stirbt, die einem alles bedeutete? Nesbøs Bücher waren nicht immer so tiefgründig. In seinem ersten Roman, «Der Fledermausmann», setzte er

Kritische Gesellschaftsromane stehlen dem Nordic Noir die Dringlichkeit und Präsenz.

Ende der neunziger Jahre noch auf die schnörkellose «Kommissar jagt Verbrecher»-Masche und stach damit kaum hervor. Erst mit der Zeit prägte Nesbø den Nordic noir massgeblich, führte die Gattung im Laufe seiner Karriere mit Büchern wie «Der Schneemann», «Leopard» oder «Durst» weg vom klassischen Krimi hin zu horrorartigen Romanen, die das Denken und Handeln von psychisch Kranken erkunden, ohne sie dabei mit moralischen Parolen zu werten.

Idol Ian McEwan

Das extreme Ausmass, in dem Nesbø das tat, brachte ihm nicht nur eine Vorreiterrolle in der Szene ein, sondern machte auch klar, warum Literatur sich nicht einfach durch andere Medien ersetzen lässt. Die Verfilmung von «Der Schneemann» (2017) etwa scheiterte trotz hohem Budget und Starbesetzung – Michael Fassbender spielte Harry Hole – an den Nuancen der literarischen Vorlage. Die psychische Verworrenheit des Mörders, der in «Der Schneemann» als Erkennungsmerkmal Schneemänner baut, auf die er die enthaupteten Köpfe seiner Opfer setzt, ist filmisch kaum umsetzbar. Wer es versucht, endet, wie Regisseur Tomas Alfredson, notabene ein Schwede, bei einem etwas blutigeren «Tatort». Beim Publikum und bei der Kritik fiel der Film durch.

Jo Nesbø spielte in seinem Werk verstärkt jene Kraft intelligenter Literatur aus, von der das britische Schriftstelleridol Ian McEwan sprach, als er dem Roman als Kunstform auch

im digitalen Zeitalter noch ein langes Leben voraussagte, weil dieser einen unvergleichlichen Zugriff auf die Gedanken anderer Menschen erlaube. Was McEwan theoretisch herausstreicht, setzt Nesbø meisterhaft um.

Abgesang auf das Genre

Unlängst kündigte Nesbø an, dass seine Harry-Hole-Reihe sich langsam dem Ende zuneige. Auch der Schwede David Lagercrantz hängte die bekannte «Millennium»-Reihe vergangenes Jahr an den Nagel. Beide haben sie wohl ihre grössten Erfolge hinter sich und nähern sich dem Pensionsalter, in dem andere Stars der Szene wie Jussi Adler-Olsen oder Håkan Nesser, die auf die 70 zugehen, schon lange stecken. Und die Konkurrenz schläft nicht: Kritische Gesellschaftsromane aus Skandinavien wie jene des Schweden Jonas Hassen Khemiri stehlen dem Nordic noir immer mehr die Dringlichkeit und Präsenz.

Um der drohenden Vergänglichkeit der kommenden Jahre entgegenzuwirken und sich ihr nicht schutzlos auszusetzen, scheint Nesbø nun das einzig Vernünftige zu tun: Er zerstört das in den letzten Jahrzehnten Erbaute gleich selbst – beziehungsweise tut es durch seine Figuren. Konkret liest sich der jüngste Nesbø wie ein Abgesang auf das Genre: Kapitel um Kapitel vergeht Harry Hole in «Messer» die Lust am gewohnten bisherigen Leben etwas mehr, und was nach rund 570 Seiten bleibt, ist die Frage: Was soll er noch anfangen mit seinem Leben? Womit sich beschäftigen, wenn nicht mehr mit dem, was er die letzten Jahrzehnte tagein, tagaus tat? Nesbø lässt seinen Kommissar den Blick weiten, lässt ihn ernsthaft ein anderes Leben in Erwägung ziehen und zeigt somit nicht zuletzt auf die Nordic-noir-Literatur und sich selbst.

Karriere als Fussballer

«Jim Beam und Oslo. Nüchtern in Hongkong. Oder Caracas», heisst am Ende in «Messer», womit Harry Holes zukünftiger Weg so offen bleibt, wie es jener seines Erfinders bisher war. Denn bevor Nesbø mit Mitte dreissig Harry Hole erschuf, hatte er bereits eine Karriere als Fussballer, Musiker und Ökonom hinter sich. Bei vielen anderen Krimiautoren ist der Lebenslauf ähnlich bunt. Es gibt eben noch mehr als das Lösen irgendwelcher Mordfälle im Leben eines Kommissars. So wie es noch mehr gibt als das Schreiben im Leben eines Schriftstellers. Alles ist möglich und nichts für immer – eine starke Botschaft, die in einem neuen Jahrzehnt der nordischen Literatur neue Perspektiven eröffnet.

Anton Beck studiert Skandinavistik an der Universität Zürich.

Sprache

Von wegen

Der Dativ steckt uns Schweizern halt in den Knochen.

Von Max Wey

Klimawandel! Pardon, ich wollte Sie nicht Kerschrecken, aber wahrscheinlich sind Sie schon längst abgestumpft und können dieses Wort nicht mehr hören. Jetzt kommt der mir auch noch mit diesem Klimawandel, gibt es denn keine wichtigeren Themen mehr? Doch, natürlich gibt es die, und diese Zeilen handeln davon. Man liest, die Eisbären würden es nicht mehr lange machen und Venedig könnte im Meer versinken. Wegen des Klimawandels. Und das freut mich. Damit keine Missverständnisse entstehen: Ich möchte nicht, dass die Eisbären aussterben, und schon gar nicht, dass Venedig untergeht. Aber es freut mich, dass die Präposition «wegen» mit dem Genitiv gebraucht wird. Zwar schreiben die weitaus meisten Schweizer Zeitungen immer noch «wegen des Klimawandels». Doch nicht nur der Eisbär ist bedroht, auch der Genitiv ist es.

Da kann es noch so warm werden, «wegen dem Klimawandel» läuft es mir kalt den Rücken herunter. Aber machen wir uns nichts vor: Der Dativ, der vorläufig noch als umgangssprachlich gilt, ist in der Schweiz auf dem Vormarsch. Ein Titel auf Srf.ch: «Weniger Feuerwerk wegen dem Klimawandel». Ein Blick-Titel: «Gleitschneelawinen werden wegen dem Klimawandel immer häufiger». Der Dativ steckt uns Schweizern halt in den Knochen. *Wägem Dialäkt, gäled Si. Wäge dem muesch du ned truurig sii.* Das ist leicht dahingesungen, lese ich aber «wegen dem Klimawandel», schiessen mir trotzdem die Tränen in die Augen. Sollte in Venedig mal ein Schild stehen mit der Aufschrift «Wegen Klimawandel geschlossen», wäre dies zwar bedauerlich, sprachlich aber korrekt. Bei einem allein stehenden, stark gebeugten Substantiv darf das Genitiv-s wegfallen.

Schriftsteller, auch Schweizer Autoren, verbinden «wegen» mit dem Genitiv. Peter Stamm («Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt»): «Ihre Lippen waren trocken, vielleicht wegen des Fiebers, und sie erwiderte meine Küsse kaum, wehrte sich aber auch nicht gegen sie.» Peter von Matt («Sieben Küsse»): «Keineswegs, betont er, sei ihm die Lippe etwa aufgesprungen wegen allzu stürmischer Küsse der Geliebten, nein, die Wunde sei ausschliesslich wetterbedingt.»

Erst jetzt dämmert mir, dass ich mir meine Ausführungen hätte sparen können. Es gibt da einen Witz, der die Sache auf den Punkt bringt: Ein Sportredaktor arbeitet wegen dem Geld, ein Feuilletonredaktor des Geldes wegen.

Rot einfach

Mick Hucknall von Simply Red meldet sich zurück.
Interessanter und reicher als sein neues Album ist sein Leben.

Von Mark van Huissing

Er könne seine Kreativität nicht verleugnen, antwortet er auf die Frage, weshalb er ein weiteres Simply-Red-Studioalbum aufgenommen habe. Bei «Blue Eyed Soul» handelt es sich um das zwölfte der britischen Kultband (Presstext), die aus einem festen Mitglied, Mick Hucknall, sowie wechselnden Begleitmusikern besteht (nicht im Presstext). «Was soll ich tun – meine Kreativität ignorieren?» Den Eröffnungssong «Thinking of You» habe er in zwanzig Minuten geschrieben. Zuerst den Text ins Smartphone getippt, «in dieses Gerät», sagt er bei einem Treffen im «Hotel de Rome» in Berlin, danach habe er die Melodie ins Smartphone gesungen – *et voilà*. Die Lieder seien ihm einfach so eingefallen, eines nach dem anderen, zehn Songs in zwei Monaten. «Es ist doch ein grosses Glück, wenn man immer noch so kreativ ist.»

Einen Musiker zum neuen Album zu befragen, ist so was, wie eine Verpflichtung einzuhalten. Man stellt zwei, drei Fragen dazu – und darf dafür anschliessend ein paar Punkte aus dem Leben und der Laufbahn des Künstlers ansprechen, die auch Leser, die nicht zum Fanklub gehören, interessieren. Doch manchmal, selten eher, bekommt man bereits auf die Album-Reklame-Fragen Antworten, die etwas über den Menschen dahinter erzählen, über sein Selbstverständnis zum Beispiel.

Michael «Mick» James Hucknall, 59, aufgewachsen im Osten von Manchester, einer Arbeitergegend der nordenglischen Arbeiterstadt, und aufgezogen von seinem Vater, einem Friseur, den die Mutter verlassen hatte, war in der zweiten Hälfte der 1980er und den frühen 1990er Jahren ein zuverlässiger Hitlieferant – «Holding Back the Years» stieg 1986 zur Nummer eins in Amerika auf, die Coverversion von «If You Don't Know Me by Now» 1989 ebenfalls. Das Album «Stars» von 1991 dann, das erste der Band, das ausschliesslich eigene Songs enthielt, war im Veröffentlichungsjahr und im darauffolgenden der meistverkaufte Longplayer Grossbritanniens. Von Simply Red, gegründet 1984, wurden bisher rund 50 Millionen Tonträger verkauft (Quelle: Wikipedia).

In den vergangenen rund zehn Jahren war es recht ruhig um den Bandleader und Songschreiber. 2007 hatte er angekündigt, der Longplayer «Stay» werde der letzte von Simply Red sein. Und dass er die Band nach deren Abschiedswelttournee mit 78 Auftritten im Jahr 2010 auflösen werde. Weil er solo unterwegs sein wolle. 2008 und 2012 veröffentlichte er je ein Album unter seinem Namen. 2008 war sein Acht-Alben-

Deal mit Warner Bros. zu Ende gegangen, danach war er vertrags- und verpflichtungslos. «Ich wollte zur Hauptsache meine Tochter aufziehen und nur noch wenig Musik machen», sagt er; 2007 wurde er Vater, 2010 heiratete er die Kindsmutter, Gabriella Wesberry, eine englische Kunsthändlerin. 2015 schliesslich erschien dennoch «Big Love» von Simply Red, zu Ehren des Dreissig-Jahr-Jubiläums der Band.

«Hab ich was geraucht?»

Zu seinen bestverkauften Zeiten war er mit einigen der attraktivsten Frauen, mehr oder weniger lang, zusammen: mit Catherine Zeta-Jones und Martine McCutcheon, zwei Schauspielerinnen, oder Helena Christensen, einem sogenannten Supermodel. Plus *some girls*, kann man schreiben in Anlehnung an das Rolling-Stones-Album gleichen Namens – «ich soll mit tausend Frauen geschlafen haben? Möglich», gab ihn der Londoner *Daily Telegraph* vor einigen Jahren wieder.

Dieses Jahr wird er erneut eine Tour absolvieren – für den 12. November ist ein Simply-Red-Konzert im Zürcher Hallenstadion geplant –; wie wird er mit den Versuchungen umgehen, denen alleinreisende Popstars ausgesetzt sind?

Gute Nachrichten immerhin, was sein Haar betrifft: Es ist noch immer rot und dicht.

«Ich fühle mich nicht mehr alleine», sagt er. Er hat jetzt Familie, sie seien eine Einheit. «Was anderes kommt mir nicht mehr in den Sinn, ich hab in der Vergangenheit genug gemacht.» In einem Gespräch mit einer *Blick*-Journalistin von 2014 soll er gesagt haben: «Gabriella und ich sehen unsere Ehe wie einen Blumengarten, in dem man sich sorgfältig um jede einzelne



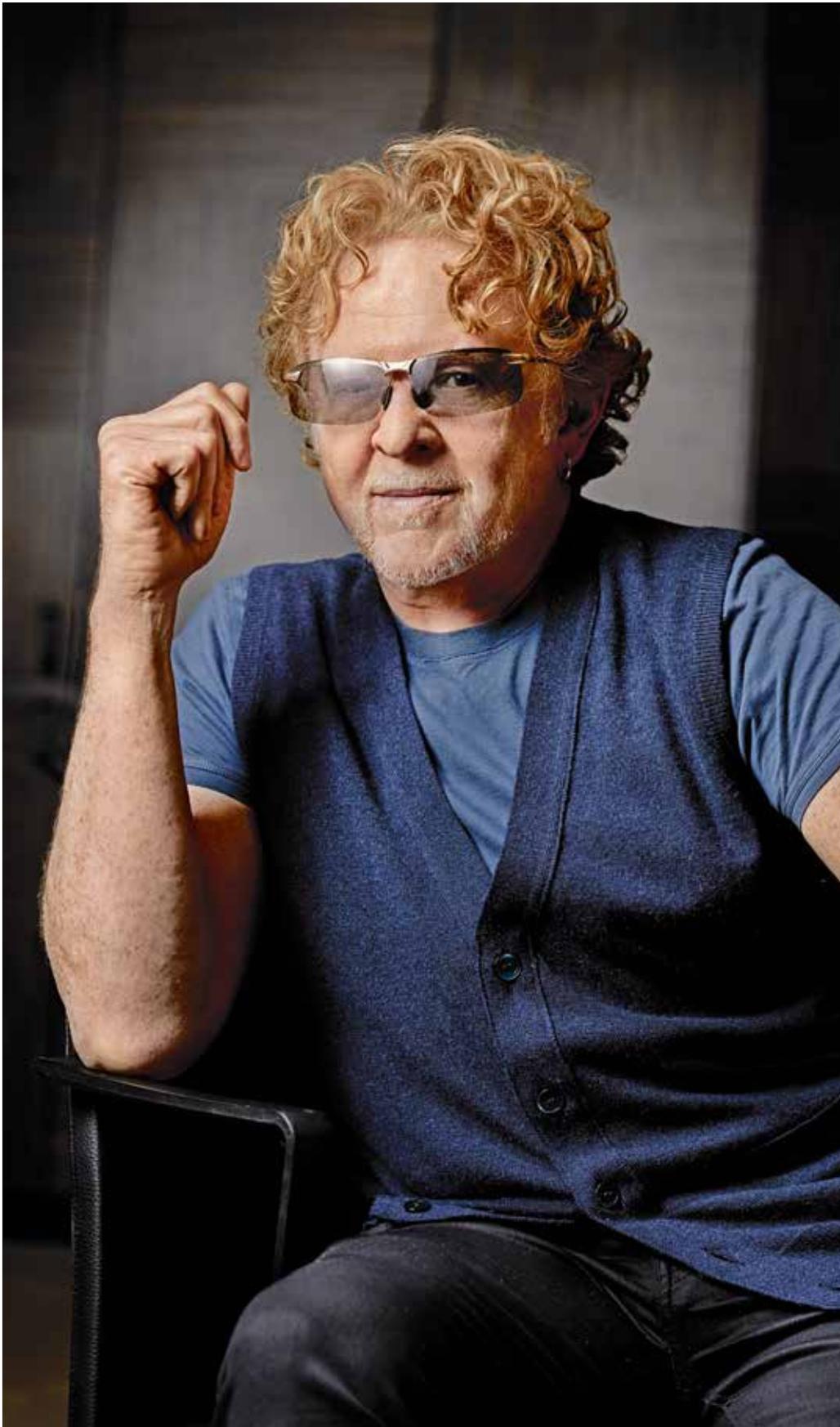
Treues Publikum: Simply Red, 2019.

Pflanze kümmern muss.» Auf die Frage, wie er diese Beschreibung seiner Ehe fünf Jahre später sehe, erwidert er: «War ich *stoned*, als ich das sagte? Hab ich was geraucht?» Doch, über alles gesehen, sei er, der ohne Mutter aufwuchs, glücklich, dass er jetzt drei Frauen im Leben habe – seine Ehefrau, Tochter Romy True und eine Hündin.

Als es musikalisch und kommerziell nicht mehr ganz so gut lief, hatte er immerhin coole Freunde. Zusammen mit Johnny Depp, Sean Penn und John Malkovich eröffnete er 1998 das Restaurant / die Dance-Bar mit Namen «Man Ray» in Paris, im ehemaligen «Gaumont», dem ersten Kino auf den Champs-Élysées. Zu dieser Zeit war in der Stadt die «Buddha Bar» angesagt, sie diente als Vorlage, es gab auch Kompilations-CDs mit World-, Lounge- und House-Music-Stücken. In den Folgejahren wurden in New York und London Lokale eröffnet. Das Unternehmen war kein nachhaltiger Erfolg, heute gibt es keinen der Betriebe mehr. «Ich bin scheisse im Business», sagt er darauf. Die Baufirma, die er mal hatte? Gehörte eigentlich seinem Manager und musste aufgegeben werden. Das Anwesen in Irland, wo Gäste fischen und jagen? Sei mehr ein philanthropisches Unterfangen und habe Geld gekostet; immerhin konnte die Zahl der Lachse im Fluss verdoppelt werden, worauf er stolz sei, sagt er. Der Reberg beim Ätna, wo er den «Il Cantante»- (der Sänger) Wein herstellen liess? Habe er aufgegeben, nachdem seine Tochter zur Welt kam, «man kann kein Weingut führen aus tausend Meilen Entfernung», sagt er. Er lebt mehrheitlich in London.

Ein weiterer Freund von ihm, der Ende der 1990er Jahre cool war: Tony Blair. Wie zahlreiche andere Popkulturgrößen der Zeit unterstützte auch er den Chef der sich damals New Labour nennenden sozialdemokratischen Partei Grossbritanniens. 1997 gewann Labour die Wahlen, und Blair wurde Premierminister des Vereinigten Königreichs. Journalisten schrieben über «Cool Britannia», und Hucknall meldete Interesse an, als Lord ins Oberhaus des britischen Parlaments zu ziehen. Das Problem: Blair ernannte ihn nicht zum Adligen auf Lebenszeit, was er getan hatte, um anderen Unterstützern zu danken; Hucknall hatte auch für New Labour gespendet.

Den Namen Simply Red habe er aus drei Gründen gewählt, sagt er: wegen seiner Haarfarbe, «man nannte mich «Red» in der Schule». Wegen Manchester United, die Spieler des



«Flucht vor diesem Mist»: Popstar Michael «Mick» James Hucknall, 59.

Fussballklubs heissen «The Red Devils» (die roten Teufel). Und wegen seiner politischen Einstellung: «Wo ich aufwuchs, waren alle Labour», sagt er. Mit der heutigen Labour-Partei dagegen will er nichts zu tun haben. «Corbyn ist ein Stalinist», sagt er. Er könne diese Partei nicht mehr wählen, von unterstützen gar

nicht zu reden. «Das sind keine Demokraten», sagt er, der sich als Sozialliberalen beschreibt.

Manchester United, nebenbei erwähnt, liegt zurzeit auf Platz sieben der Premier League, der obersten Spielklasse Englands. Nachdem der Verein letztes Jahr die Champions-League-Qualifikation verpasste, hat auch die laufende

Saison für den Rekordmeister nicht vielversprechend angefangen. Was für Hucknall kein Drama sei. Als er sich entschied, die Red Devils seien seine Mannschaft, spielten sie in der Second Division, der zweitbesten Liga, es war die Saison 1975/76. «Ich mochte sie irgendwie besser, als wir Underdogs waren.» Gute Nachrichten immerhin, was sein Haar betrifft: Es ist noch immer rot und dicht. Wohingegen sein Gesicht, nach vermutlich mehreren schönheitsärztlichen Eingriffen, ab und zu ein wenig zu geglättet und wenig natürlich aussieht.

Griff in den Soul- und Funk-Katalog

Brexit? Er hoffte und hielt es nicht für ausgeschlossen, dass die Anrufung der Briten von Artikel 50 des Vertrags über die Europäische Union – dieser regelt den Austritt aus der EU – widerrufen würde («Revoke Article 50»; eine Petition, die über sechs Millionen Briten unterschrieben). «Ich fühle mich politisch heimatlos», sagt er. Und was die ganze Brexit-Story betrifft, sei es ihm peinlich, er schäme sich ein wenig dafür. «Das neue Album war wohl meine Art, mit dieser Realität umzugehen, so etwas wie eine Flucht vor diesem Mist.»

Richtig, das neue Album, seine blauäugige Seele. Dieses ist hervorragend produziert, eingespielt von super Musikern, und die Songs hat er nicht bloss schnell, sondern auch gut geschrieben. Es handelt sich dabei um Nummern aus dem amerikanischen Soul- und Funkkatalog, das ist leicht hörbar. Die Plattenfirma verkauft's als Stärke: Wilson Pickett, Dyke and the Blazers, James Brown seien Quellen der Inspiration. Wer kann dagegen etwas sagen? Der Künstler sagt: «Etwas Bestehendes zu nehmen und daraus was Eigenes zu machen, war schon immer, was britische Musiker am besten konnten.» Einverstanden. Doch mindestens so sehr sind Musiker von der Insel für die Originalität ihres kreativen Outputs bekannt, was zurzeit etwa Künstler aus dem Reich der elektronischen Musik beweisen.

Das neue Simply-Red-Werk ist ein Longplayer, den das treue Publikum mögen dürfte. Der darüber hinaus aber kaum gross auffallen wird. Natürlich kann Mick Hucknall singen. Und ziemlich sicher hat er das eine Ziel erreicht – seine Stimme stärker herauszufordern nämlich. Das andere Ziel war, Stücke zu schreiben, die die Band allabendlich gern spiele. Doch das Ergebnis ist in meinen Augen schon zu oft gehört worden. Von zu vielen grossen Namen dargeboten, es braucht eigentlich nicht noch mehr davon, wenn man streng urteilen möchte.

Interessiert er sich noch für zeitgenössische Musik, gibt's neue Stücke, die er mag, junge Acts, die er entdeckt, fördert vielleicht? «Nein, das gibt es nicht. Ich höre keine neue Musik.» Aha, und weshalb nicht? «Weil ich 59 bin. Und Familienvater. Und gar nicht daran denke.» Und genauso tönt denn auch das neue Album von Simply Red.

Rachel hat eine noch bessere Partie gemacht

In der erfolgreichen und gefeierten Anwaltsserie «Suits» spielte Meghan Markle die ehrgeizige Aufsteigerin Rachel Zane. Wie im wirklichen Leben?

Von Wolfram Knorr

*Hi, ich bin Rachel Zane. Ich zeige Ihnen alles.»
«Wow, Sie sind hübsch!»
«Sie baggern mich an? Bringen wir es hinter uns.
Ich hab kein Interesse.»
«Entschuldigung.»
«Ich hab das Dutzend Mal durchgemacht,
und jeder Anwalt denkt, sein toller Abschluss
würde mich von den Füßen fegen, weil ich
Anwaltsgehilfin bin. Seien Sie sicher,
so läuft das nicht!»*

Tja, die Zeiten sind längst vorbei, in denen ein Jungspund beim Neueintritt in eine Kanzlei mit der Gehilfin noch flirten oder gar bei der Führung durch die Büros den Scherz zum Besten geben durfte, kürzlich habe eine Schöne an sein Hotelzimmer getrommelt – um mit dem Charme eines anzüglichen Augenaufschlags hinzuzufügen – «aber ich hab sie nicht rausgelassen».

Heute ist alles disruptiv, um mit dem schicken Modebegriff das Beziehungsverhältnis der Geschlechter zu charakterisieren. Oder ist alles nur Fassade, hinter der das uralte Spiel «Was sich liebt, das neckt sich» abgespult wird? Um es mit Shakespeare poetischer zu formulieren: «Wo zwei wüt'ge Feuer sich begegnen, /Vertilgen sie, was ihren Grimm genährt» («Der Widerspenstigen Zähmung»). Es lodert schon zwischen den Kontrahenten Mike Ross, dem Neuzugang der edlen New Yorker Kanzlei Pearson Hardman, und Rachel Zane, der Anwaltsgehilfin, die ihn so nassforsch bei ihrer Führung abkanzelt. Rachel, seit Jahren in der Kanzlei, besitzt enorme juristische Kenntnisse, möchte Anwältin werden, leidet aber leider an Prüfungsangst. Und Mike, dieser pueril liebenswerte Zausel, könnte ihr aus diesem Dilemma helfen, weiss nur nicht, wie, ohne dass das Kartenhaus, das er sich gebaut hat, zum Einsturz kommt. Mike Ross ist nämlich ein Cyrano de Bergerac der Jurisprudenz, ein Ghostwriter, der anderen die Staatsexamen schreibt, selbst aber durchgefallen ist. Trotzdem wird er Anwalt bei Pearson Hardman, weil sein Mentor ein eiskalter Profi ist («Ich habe etwas dagegen, emotional zu sein, aber nicht Emotionen in Fälle einzusetzen»).

Hochgebildeter Hochstapler

«Suits» heisst die furiose Anwaltsserie, ein stammesspezifisches Genre des US-Showbiz, das den blitzschnellen Schlagabtausch einer schnöseligen Berufsgattung liebt, die immer am längeren Hebel sitzt, immer das Gesetz auf



«Ich bin nicht so ein braves Mädchen, wie du denkst»: Markle alias Rachel Zane mit Liebhaber Mike Ross.

ihrer Seite und immer das letzte Wort hat und immer ihre Hände in Unschuld wäscht. Damit dieser (faszinierende) Mephisto natürlich nicht siegt, wird ihm immer eine positive Figur entgegengesetzt, die – klar – auch Jurist

ist, aber Einzelkämpfer, ein David gegen Goliath. Das Gute daran: So ringt das Recht immer mit sich selbst. In «Suits» wird das vertrackt verdreht: Neuzugang Mike Ross hat ein phänomenales fotografisches Gedächtnis, hat

sofort gespeichert, was er auch nur flüchtig liest, und wurde mit dieser Begabung zum juristisch hochgebildeten Hochstapler. Sein Mentor deckt ihn und schliesslich auch die Kanzlei-Chefin. Ein heikles (ironisch unterfüttertes) Spiel mit gegenseitigen Erpressungen, um den schlaunen Novizen in den eigenen Reihen halten zu können. Diese fragile Balance wird durch Rachel Zane bedroht, eine ehrliche Haut, die entsetzt reagiert, als sie von Mikes Hintergrund und Geschäft erfährt:

«Nicht fair ist, dass Sie wiederholt Leuten halfen, ein System zu umgehen, das meinem Ziel, Anwältin zu werden, im Weg steht!» – «Spielen Sie doch nicht die Heilige. Sie haben das mit mir nur rausgefunden, weil Sie selbst daran dachten zu schummeln.» – «An Schummeln zu denken oder es tatsächlich zu tun, sind zwei Paar Stiefel, Dr. Analogie.» Und so kabbelt sich, «disruptiv» sozusagen, ein moderner Cyrano mit seiner Roxane, die beiden versetzen die erfolgreiche Kanzlei immer wieder in Turbulenzen. Denn Rachel ist im Grunde ganz vernarrt in den herzig-verwuschelten Mike, weiss aber, wie schnell man in der Liebe die selbstbewusste Sicherheit verlieren kann. Also kokettiert sie sich neckisch durch die Folgen, häufig den Ehehaften ansteuernd, aber von plötzlichen Böen stetig an der Einfahrt gehindert.

Sanft exotische Aura

Rachel Zane ist natürlich, wer weiss das inzwischen nicht, die amerikanische Aktrice Meghan Markle, die Gattin von Prinz Harry, Duchess of Sussex – die beide nach langen familiären Diskussionen ihre königlichen Titel abgeben mussten, um auf eigenen Beinen zu stehen und dem grellen Scheinwerferlicht gieriger Medien zu entfliehen. Im Nachhinein ist es einfach, in der Figur der Rachel Zane und ihrem rasanten Aufstieg in der Serie schon die Dame

Sie ist keine Ophelia, aber eine Emma mit romantischen Sehnsüchten, die tief in ihren dunklen Augen dümpeln.

zu erkennen, die sich zu Höherem berufen fühlt. Denn ihrem Serien-Lover Mike (und dem geneigten Zuschauer) signalisiert sie mit ihrem nassforschenden Auftritt – enger Rock, enge Bluse, wallendes kastaniendunkles Haar, edel gesinnt, aber gewieft wie ein alter Fuchs, dem ein ganzer Schwarm von Kanzleijuristen nicht standhalten könnte –, ohne mit der Wimper zu zucken: Sag dem Leben, dass ich komme! Ihre aufgekratzte Mimik lässt sofort erkennen, dass Mike in seiner parzivalessen Schnuckeligkeit das Zeug zum weissen Ritter hat, aber, wie anno dazumal, hingehalten werden muss! Sie präsentiert sich dabei als Solitär einer schnelllebigen Vergnügungswelt: Immer picobello mit metropolitanem Flair und Pfiff ausgestattet, ragt sie funkelnd über die schwarz-

gewandete Nadelstreifen-Juristen-Männer-Clique mit deren (weiblichen wie männlichen) Trabanten.

Mimenmässig ist die 1981 in Los Angeles geborene Meghan nicht mit allzu grosser Begabung gesegnet. Sie studierte erst Internationale Beziehungen und Kommunikation an der Northwestern University, wollte eigentlich danach an die Botschaft in Buenos Aires, landete aber, als Tochter eines Kameramannes, rasch im Showbiz mit kleinen Auftritten in zahlreichen TV-Serien und Kinofilmen. Erst «Suits» bot ihr eine tragende Rolle. Star-Qualitäten liess sie dabei nicht erkennen, auch wenn sie Glamour (oder was sie dafür hält) wie eine Monstranz immer vor sich herträgt. Ihrer physischen Anziehungskraft liegt weniger eine erotisch-sinnliche Ausstrahlung zugrunde als ein Image eigenwillig kultivierter Intelligenz – jedenfalls vermittelt das ihre Rolle. Sie verkörpert, mit ihrer sanft exotischen Aura, den Typus des aparten, überschulken Modells mit knabenhafter Sprödigkeit. Sie ist keine Ophelia, aber eine Emma mit romantischen Sehnsüchten, die tief in ihren dunklen Augen dümpeln.

Mag sie hochgereckt wie ein Flamingo durch die Gänge der Kanzlei stolzieren und Mike, gespielt von Patrick J. Adams, keines oder eines strafenden Blickes würdigen, wenn wieder mal durch Missverständnisse der Haussegen schief hängt und Mike sich abrackern muss, um ihre Liebe zurückzugewinnen – immer strahlt sie dabei pure Koketterie aus, nach dem alten Komödien-Motto: Ich klopf den Mann schon weich. Die Galle schießt ihr hoch wie Öl aus einem geplatzten Rohr, als sie entlassen und ihr gesagt wird, Mike sei dafür verantwortlich. In diesem Moment wünscht er sich nichts Geringeres, als vom Raumschiff «Enterprise» aus diesem irdischen Albtraum wegbeamt zu werden. Als sie sich, endlich selbst Anwältin (mit Brille!), von ihm heftig küssen lässt, ermahnt sie ihn mit der Disziplin einer viktorianischen höheren Tochter: «Das darf nicht sein, deine Oma ist gerade gestorben.» Als Mike, wenig später, wieder um ihre Gunst kämpfen muss, weil sie ihn mit einer anderen Frau ertrappte und wütend reagiert, outet sie sich mit verwegen aufgeworfenen Lippen: «Ich bin nicht so ein braves Mädchen, wie du denkst. Du hast keine Ahnung, was dir entgangen ist.» Mike ist fassungslos. Was ist ihm, was ist uns entgangen?

Vom virtuellen zum realen Prinzen

Wir werden es leider nie erfahren, weil Rachel und Mike nach der sechsten Staffel aus ihrer virtuellen Welt der Serie ausstiegen, auch wenn die beiden zuvor noch überlegten, eine gemeinsame Kanzlei aufzumachen. Rachel beziehungsweise Meghan hat eine noch bessere Partie gemacht. Aus dem virtuellen Mike wurde der reale Prinz Harry. Hoffentlich entgeht wenigstens ihm nichts.

Jazz

Soundtrack einer Epoche

Von Peter Rüedi

Sonny Rollins, Sonny Stitt, myself, Jimmy Heath, John Coltrane – we called ourselves «The Five Brothers», you know, the five black brothers», in Analogie zu den weissen «Four Brothers» im Saxofonsatz von Woody Herman. Sagte Hank Mobley einmal. Während Rollins und vor allem Coltrane als Charismatiker des neueren Jazz verklärt wurden, sind Heath, Stitt und vor allem Mobley nach wie vor noch zu entdecken, ungeachtet der Tatsache, dass Letzterer als Mitglied der Bands von Max Roach, Art Blakey, Horace Silver und Miles Davis einer der Gründerväter des Hardbop war, auch wenn er dem breiten Publikum eher wie dessen Edelkomparse erschien. Seine Kollegen schätzten ihn überaus, Dexter Gordon erfand für ihn den monströsen Superlativ «Hankenstein», und Alfred Lion und Francis Wolff machten ihn zum meistbeschäftigten Musiker ihres Labels Blue Note, das zur wichtigsten Adresse des Hardbop wurde, dieser mit Blues und Soul unterfütterten Fortsetzung des Bebop.

So entstand das Paradox, dass Hank Mobley, dieser schüchterne, zurückhaltende, wie viele seiner Zeitgenossen mit Drogenproblemen kämpfende Tenorsaxofonist mit seinem sehr persönlichen, warm-lyrischen, flüssigen Stil, gleichzeitig weit unterschätzt und extrem *over-recorded* war. Wie sein grosser Kollege Lucky Thompson endete er arbeits- und obdachlos, hinterliess aber nach seinem Tod 1986 (er wurde nicht einmal 56) einen im Jazz ziemlich seltenen Werkkorpus, einen musikalischen Kontinent, der noch immer jede Menge Überraschungen bereithält.

Das Reprint-Label Mosaic veröffentlichte 1998 sämtliche 50er-Jahre-Blue-Note-Sessions von Mobley unter eigenem Namen. Jetzt folgen die «Complete Blue Note Sessions 1963–70». Sie sind der Soundtrack einer Jazz-Epoche. Als *sidemen*: die Trompeter Lee Morgan, Donald Byrd, Freddie Hubbard, Blue Mitchell, Woody Shaw, die Pianisten Herbie Hancock, Andrew Hill, Barry Harris, McCoy Tyner, Cedar Walton, Vince Benedetti, John Hicks, die Drummer Philly Joe Jones, Billy Higgins. Musik, die hinter den auch nicht fehlenden fetzigen Hardbop-Klischees unzählige Feinheiten bereithält.



Hank Mobley: The Complete Hank Mobley Blue Note Sessions 1963–70. Mosaic MD8-268



Wahrheit und Moral als machiavellistisches Tafelsilber: Polanskis «J'accuse».

Kino

Im Würgegriff ruchloser Generäle

Roman Polanski machte aus der noch heute nachwirkenden Dreyfus-Affäre den Polit-Thriller «J'accuse» – mit beunruhigend aktuellem Bezug. *Von Wolfram Knorr*

Im Mittelpunkt steht er nicht, aber es geht ausschliesslich um ihn und das ungeheure Polit-Komplott gegen den Juden Alfred Dreyfus, Hauptmann der französischen Armee. Es galt, Dreyfus, das «kranke Element», aus dem «gesunden Armee-Körper» zu schneiden, ihn des Landesverrats und der Spionage fürs deutsche Kaiserreich zu bezichtigen und lebenslang auf der berüchtigten Teufelsinsel zu entsorgen.

Auf dem Exerzierplatz – grau, trist, feucht – werden ihm mit patriotisch zackigem Trara die Schulterstücke von der Uniform gerissen, die Zierknöpfe entfernt, der Degen gebrochen – der Berufsoffizier Dreyfus wird regelrecht «entmannt». Vor der Kaserne kreischt der Mob «Tod dem Juden», und unter den Offizieren, die das Demütigungsritual mit emotionslosen Zügen verfolgen, ist Colonel Georges Picquart (Jean Dujardin), der an der «Aufdeckung» mitwirkte und deshalb zum neuen Chef des Nachrichtenbüros befördert wird; er steht im Zentrum.

Mit der öffentlichen Entehrung des jüdischen Offiziers am 5. Januar 1895, der lauthals seine Unschuld beteuert, beginnt das jüngste, heftig umstrittene Polanski-Opus, nach dem Roman «An Officer and a Spy» (deutscher Titel: «Intrigue») von Robert Harris (der auch das Drehbuch schrieb). Schon in Venedig löste es Kontroversen aus, die sich weniger um den

Film als vielmehr um den Regisseur drehen. Den Silbernen Löwen gewann «J'accuse» trotzdem. Und jüngst in Paris, während der Nominierung des französischen Filmpreises César, verschärfte sich die Polemik um die Frage, ob man einer Person, die 1977 eine 13-Jährige missbraucht hatte, das Opfer ihr aber inzwischen verziehen hat, nicht nur Ehrungen verweigern, sondern auch deren Œuvre aus den Geschichtsbüchern streichen sollte. Meinte Polanski mit dem verfolgten und erniedrigten Dreyfus auch sich, oder warum nannte er seinen Film «J'accuse» (Ich klage an)? Ein Opferdrama jedenfalls ist er nicht, sondern ein Justizkrimi von beklemmender Aktualität. Denn der Antisemitismus, der der Dreyfus-Affäre zugrunde lag, ist heute wieder virulent, auf Schulhöfen, in den sozialen Medien, auf den Strassen.

Auch Picquart ist zunächst ein Militär seiner Zeit und Antisemit. Sein Gerechtigkeitssinn gerät in Verwirrung, als er bei Handschriften-Vergleichen entdeckt, dass nicht Dreyfus die Briefe an die Deutschen schrieb, sondern der französische Offizier Esterházy. Picquart will Wahrheit, konfrontiert seine Vorgesetzten mit den Beweisen und stösst, statt auf Einsicht, auf Ablehnung. Den Vorgesetzten wird er lästig, je hartnäckiger er auf die Fälschungen hinweist, bis er fassungslos feststellt, dass die Generäle lieber den wahren Spion schüt-

zen, als Dreyfus zu rehabilitieren. Die Absurdität gipfelt in Picquarts Inhaftierung. Erst mit seiner Einschaltung der Presse und Emile Zolas «J'accuse»-Text wendet sich langsam, aber zäh das Blatt. Dreyfus muss, nach Jahren, zähneknirschend freigesprochen werden.

Polanski folgt, wie in seinem Meisterstück «Chinatown» (1974), seiner Suspense-Dramaturgie: der Unschuldige, Unwissende im Labyrinth krimineller Machenschaften. Ähnlich dem Privatschnüffler J.J. Gittes («Chinatown»), betritt auch Picquart kreuzgefährliches Terrain, den ruchlosen Sumpf des Korpsgeistes, flankiert von den Chargen aus Justiz und Politik. Ein finsternes Gespinnst der Machtelite, das ihren Judenhass mit jovialer Bonhomie nach draussen schürt und nach innen verharmlost. Wahrheit und Moral als machiavellistisches Tafelsilber. Picquart als Störenfried eines von patriotischer Macht berauschten Herrenklubs in schneidigem Wicks.

Polanski inszeniert gradlinig, unangestregt, stur pragmatisch. Er hält sich raus, ist nur Beobachter eines historischen Skandals, der die Nation fast zerriss. Er hält sich an die Fakten, die Autor Robert Harris penibel recherchierte, bis in Details damaliger Ermittlungsmethoden. Polanski zeigt sie, mit schöner, spannungssteigernder Beiläufigkeit.

Viele Jahre seiner Kindheit verbrachte Polanski im Krakauer Getto, verlor seine Mutter in Auschwitz, seine Frau Sharon Tate durch Mord



Emmanuelle Seigner in «J'accuse».

der Manson-Sekte; vor zwei Jahren wurde er aus der amerikanischen Filmakademie ausgeschlossen. Auch mit seinen 86 Jahren dreht er mit stoischer Unbeirrbarkeit und bleibt einer der wichtigsten Filmregisseure. ★★★★★

Weitere Premiere

Moskau einfach! — Viktor Schuler (Philippe Graber) ist ein durch und durch braver und sympathischer Polizeibeamter, der von seinem Chef (Mike Müller) den Auftrag erhält, als Statist am Zürcher Schauspielhaus die Gesinnung der Mimenzunft auszuhorchen, weil die ja bekanntermassen links ist. Er wird sofort vom «fahrenden Volk» aufgenommen, das gerade Shakespeares «Wie es euch gefällt» probt. Die Künstler und Künstlerinnen – vor allem Odile Lehmann (Miri-

am Stein), in die sich Viktor verguckt – sind wahnsinnig sympathisch, auch der Regisseur. Der ist sogar so wahnsinnig nett, dem unbedarften (aber wie gesagt wahnsinnig sympathischen) Statisten Viktor noch eine Sprechrolle zu geben, weil der dafür vorgesehene Mime erkrankt ist.

Überhaupt, man muss es sagen, herrscht in diesem Rückblick auf die 1980er Jahre, mal von ein paar kurligen Observationsneckereien ab-



Friede, Freude, Eierkuchen: «Moskau einfach!».

gesehen, Friede, Freude, Eierkuchen. Ein putziger Schwank, der an ein Suchbild erinnert, in dem was versteckt ist, das es eben zu suchen gilt. Hier ist es die Fichenaffäre. Und man findet sie, in einer kurzen TV-Doku-Szene mit Moritz Leuenberger, in der er die haarsträubende Zahl registrierter Bürger bekanntgibt.

Ansonsten geht's um eine sehr, sehr sympathische Lovestory – und um den Klassiker «Die Schweizermacher», aus dem die Filmfischer kräftig angeln. In einem Interview meint Regisseur Micha Lewinsky («Die Standesbeamtin»), es gebe unter Vierzigjährige, die vom Fichenskandal kaum gehört haben. Stimmt sicher, und wenn einer aus dieser ahnungslosen Generation aus diesem Film kommt, wird er sich mit Recht irritiert fragen: «Jaaa – und davon muss ich gehört haben, ehrlich?» ★★☆☆☆

Knorr's Liste

1	A Hidden Life Regie: Terrence Malick	★★★★★
2	Il traditore Regie: Marco Bellocchio	★★★★☆
3	Little Women Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
4	1917 Regie: Sam Mendes	★★★★☆
5	Jojo Rabbit Regie: Taika Waititi	★★★★☆
6	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
7	Bombshell Regie: Jay Roach	★★★★☆
8	Judy Regie: Rupert Goold	★★★★☆
9	Les misérables Regie: Ladj Ly	★★★★☆
10	Knives Out Regie: Rian Johnson	★★★★☆



Körzis Hollywood

Letzter grosser Freund

Zu Gast an Arthurs Tafelrunde. Von Norbert Körzdörfer

Er kam aus der Schweiz, er wollte den 92. Oscar feiern – und musste seinen besten Freund beerdigen – mit 103. Hollywood-Legende Arthur Cohn (sechs Oscars) hat sein traurigstes traditionelles Pre-Oscar-Dinner begangen. Mit einem leeren Stuhl.

Hollywoods Halbgott Kirk Douglas («Spartacus») schloss seine blauen Augen im Kreis seiner Familie – lebenssatt, gläubig, müde.

Das «Beverly Hills Hotel», die Power-Oase der Hollywood-Elite, lag unter einem Vollmond, als 35 VIPs aus der ganzen Welt eintrafen. Darunter die Besitzerin des Kulturhotels «Bayerischer Hof» in München, Innegrit Volkhardt, sein chinesischer Arzt, aus Norwegen die Bergman-Ikone Liv Ullmann, 81. Seine Tochter Nurith kam aus Jerusalem. Ihr Ziel: ein Oscar-Dinner mit einer Oscar-Legende. Champagner, Spargel, Tomatensuppe, Fisch mit Kartoffelbrei, Apfelkuchen, Chardonnay. Auch Academy-Präsident Sid Ganis, 80, kam – wie seit Jahrzehnten.

Aber dann starb Kirk, mit dem er vor drei Jahren hier dessen 100. Geburtstag gefeiert hatte – zusammen mit Bewunderer Steven Spielberg. Plötzlich legte sich ein Schatten über die 20-Millionen-City.

Arthurs Tafelrunde erhob sich zur Schweigeminute, und Arthurs Augen füllten sich mit Tränen: «Du wirst uns fehlen. Unsere Freundschaft überdauerte fünf Jahrzehnte. Ich habe ihm immer vorab meine Filme gezeigt – er war immer der Erste, der sie sah. Zum Beispiel «Ein Tag im September» über das Olympia-Massaker in München. Der Film war Kirk so wichtig, dass er alle Zeitungsverleger anrief. Alle Kritiker jubelten – und er gewann den Oscar! So war Kirk – ein Freund fürs Leben.» Wenn Arthur nach Hollywood kam, galt sein erster Besuch dem Sohn eines russisch-jüdischen Lumpensammlers, der nie Lesen und Schreiben gelernt hatte.

Kirks Hazienda lag zehn Minuten vom Hotel entfernt – eine bescheidene Villa mit Chagall-Gemälden.

Ritt in den Himmel

Kirk und seine deutsche Frau Anne, 101, kamen auch immer zu Arthurs Lunch – mit Ray-Ban-Sonnenbrille, schnürsenkellosen Chups-Sneakers und blauem Kaschmirpulli. Die Reste seines Club-Sandwiches liess sich der Multimillionär immer in ein Doggie-Bag einpacken: «Wer einmal so arm war wie ich, der wirft sein Essen nie mehr weg!»

Einen Tag vor den Oscars wurde Kirk begraben – auf dem jüdischen Friedhof. Seine fünf Enkelkinder sprachen – und sein Sohn Michael, 75, der fast berühmter wurde als sein Vater: «Papa, wenn ich einmal sterbe, werde ich mich neben dich legen!»

Auch Filmgenie Steven Spielberg, 72, erwies ihm die Ehre: «Kirk war ein ewiges Vorbild für mich! Er wird es für den Rest meines Lebens bleiben!»

Kirk blieb bis zum Ende hellwach. Dreimal die Woche kam sein *personal trainer*. Kurz vor dem Ritt in den Himmel spendete er noch fünfzehn Millionen Dollar für bedürftige Schauspieler.

Arthur sass bei den Oscars mit Tränen im Dolby-Theatre, als zum Nachruf auf Kirk «Yesterday» von den Beatles gesungen wurde. Bei der Trauerfeier erlitt die Witwe einen Schwäche-Anfall – 65 Jahre waren sie verheiratet gewesen. Arthur wird auch der Witwe die ewige Treue halten.

Im März wird es eine offizielle Trauerfeier geben. Natürlich wird Arthur wieder nach Hollywood pilgern – zu seinem letzten grossen Freund.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

Der Sohn eines Lumpenhändlers

Vor einer Woche verstarb in Hollywood der bedeutende Schauspieler Kirk Douglas 103-jährig im Kreis seiner Familie. Seine Laufbahn aus ärmsten Verhältnissen an die Spitze der Unterhaltungsindustrie ist filmreif. Die *Weltwoche* war an seinem 100. Geburtstag. Douglas hatte eine enge Beziehung zur Schweiz. Von Roger Köppel

Es ist kaum drei Jahre her. Ein Salon des «Beverly Hills Hotel» war von der Familie liebevoll hergerichtet worden. Obschon hier ein Gigant der Filmindustrie bald seinen 100. Geburtstag feiern sollte, war alles weniger pompös, als man es in Hollywood vielleicht erwartet hätte. An den Wänden hingen Porträts des Gefeierten. Sie zeigten ihn in frühen Rollen, auf dem Gipfel seines Ruhms, aber auch als Familienvater am Strand auf allen vieren, einer seiner Söhne reitend auf dem Rücken des Vaters.

Disziplin und sechs Schwestern

Vielleicht achtzig Personen nahmen an der Geburtstagsfeier teil, darunter Steven Spielberg, ein langjähriger Freund, der eine witzige Rede hielt. Kirk Douglas selber, im etwas zu grossen Tweed-Jackett mit rosarotem Hemd, war hellwach. Das Reden bereitete ihm nach einem schweren Hirnschlag vor Jahren nach wie vor grosse Mühe, aber er bekam alles mit und kommentierte, so gut es ging, mit knappen Worten und neckischen Blicken.

Ehe Douglas selber sprach, würdigte sein Sohn Michael, ein Hollywoodstar auch er, ohne Manuskript die Lebensstationen seines Vaters, der in ärmlichsten Verhältnissen als Sohn eines jüdischen Lumpenhändlers und Einwanderers aus Weissrussland an der amerikanischen Ostküste aufgewachsen war. Dort habe er sich, ein-

Douglas strahlte bei aller «muskulösen Intensität» etwas Verwundbares, Verletzliches aus.

ziger Junge unter sieben Geschwistern, «durch Disziplin und harte Arbeit» zuerst einen Platz am College erobert, ehe er dann als Ringer Furore und als Leutnant der US-Navy im Zweiten Weltkrieg militärisch Karriere machte. Schliesslich schaffte er den Sprung in eine der angesehensten Schauspielschulen des Landes, erzielte Erfolge am Theater und avancierte zum Weltstar in über neunzig Filmen.

«Viel aufgestaute Wut»

«Ich wollte immer der Realität entfliehen», sagte Kirk Douglas in einem sehr schönen Interview mit dem Regisseur Peter Bogdanovich vor rund zehn Jahren. Der Wunsch, der niedrigen Herkunft «auf der untersten Sprosse der Leiter» zu entkommen, war sein grosser lebenslanger Antrieb. Geboren als Issur Danielowitsch, später Demsky, nahm er zu Beginn



«Ich wollte immer der Realität entfliehen»: Douglas in Stanley Kubricks «Paths Of Glory», 1957.

seiner Laufbahn den Namen Kirk Douglas an. Sein Markenzeichen wurden starke, getriebene Charaktere, die immer etwas Gebrochenes an sich hatten. Ob er Helden spielte oder Bösewichter und Leute, die am Leben scheitern:

Douglas strahlte bei aller «muskulösen Intensität» (*New York Times*) etwas Verwundbares, Verletzliches aus. Dadurch konnten sich so viele Fans selbst mit seinen düstersten Rollen identifizieren.

Während Michael Douglas an der Geburtstagsfeier seine Ansprache hielt, sass Kirk Douglas auf einem Stuhl, konzentriert lauschend in würdiger Körperhaltung, leicht zurückgelehnt, das scharfe, hervorstechende Kinn mit dem Grübchen noch immer rebellisch vorgeschoben. Nach ungefähr sechs Minuten ergriff der 100-Jährige das Mikrofon. Ohne Hilfe stand er auf und sprach, mit der rechten Hand fasste er erst dann, um sich zu stützen, den Arm des Sohnes.

Seine erste Pointe war der erste Volltreffer. Das sei eine wundervolle Rede gewesen, sagte Kirk Douglas, nur habe er keine Ahnung, von wem Michael eben geredet habe. Diese Person, die da in höchsten Tönen gefeiert werde, die kenne er nicht. Er habe in seinem Leben viel gemacht und viel gearbeitet – auch «viel gevögelt», wie er im Bogdanovich-Gespräch offenbarte. Der Hollywoodstar liess durchblicken, dass er wohl nicht in allen Lebensphasen der vorbildliche Vater war, der er gern gewesen wäre. In seiner Autobiografie «The Ragman's Son» bezeichnete sich Douglas sogar als «Hurensohn», als der «unbeliebteste Schauspieler Hollywoods.» Es sei eine grosse «aufgestaute Wut in ihm» gewesen.

Kunst der Illusionen

Davon war an der Geburtsfeier nichts mehr zu spüren. Das Wichtigste sei für ihn heute, erzählte der Grossvater, seine Familie, seine Söhne, seine Enkel um sich zu haben, sei die Tatsache, dass alle seine Liebsten in Beverly Hills versammelt seien. Zum Abschluss enthüllte er noch ein Geheimnis: Aus gesundheitlichen Gründen dürfe er seit vielen Jahren keine Drinks mehr zu sich nehmen. Sein Herz-Arzt aber habe ihm gesagt: «Wenn du hundert wirst, darfst du dir einen Wodka gönnen.» Unter tosendem Gelächter: «Deshalb musste ich durchhalten. Diese Chance durfte ich mir nicht entgehen lassen.»

Kirk Douglas war der letzte lebende Vertreter der goldenen Hollywood-Generation der fünfziger und sechziger Jahre. In seinen besten Zeiten drehte er bis zu drei Filme im Jahr. Schon bald hatte er sich mit einer eigenen Produktionsfirma selbständig gemacht und fast zehnmal so viel Geld verdient pro Rolle als beispielsweise der mit ihm befreundete Superstar Burt Lancaster.

Ende der vierziger Jahre spielte Douglas seine ersten kleinen Parts. Den Durchbruch schaffte er mit dem Film «Champion» (1949) als ruchlos ehrgeiziger Boxer. Das brachte ihm seine erste Nominierung für den Oscar ein. Einige seiner grossen Filme sind zu Klassikern ihrer Genres geworden: «Ace in the Hole», «The Bad and the Beautiful», «Paths of Glory» (sein wohl bester Film), «Spartacus», «Lust for Life» (als Vincent van Gogh), «Gunfight at the O.K. Corral» (mit dem späteren «Enterprise»-Arzt DeForest Kelley) oder «Lonely Are the Brave», seinem persönlichen Lieblingsfilm. Darin spielt er einen

Cowboy, der sich in der modernen Welt nicht mehr zurechtfindet.

Selber ein talentierter Autor, schrieb Douglas mehrere Bücher, darunter Romane und mehrere autobiografische Schriften. In «The Ragman's Son» beschreibt er seine schauspielerische Technik: «Für mich geht es bei der Schauspielerei darum, eine Illusion zu erzeugen. Man muss enorme Disziplin zeigen und darf sich niemals in der Rolle verlieren, die man zu spielen hat.» Der Schauspieler verliere sich nie in seiner Rolle, das Publikum allerdings schon.

Lange vor Robert De Niro und anderen, die sich ihre Figuren körperlich anverwandeln, war Douglas bekannt für seine akribische, fast sture

Nach all dem Glanz und Jubel musste Kirk Douglas auch schwere Schicksalsschläge verkraften.

Vorbereitung, für seine genauen Vorstellungen, wie er einen Charakter auf der Leinwand darstellen wollte. Für Regisseure war es schwer, ihm irgendwelche Anweisungen zu geben. Douglas, schrieb sein Biograf John Parker, habe – ungewöhnlich damals – ganz gezielt darauf hingearbeitet, jede Szene zu beherrschen, «zu stehlen», sobald die Kameras liefen. Die Aufmerksamkeit des Publikums hat er sich immer wieder hart erkämpft.

Für seine Rolle als Boxer trainierte er monatelang mit einem Profi. Er wurde ein hervorragender Reiter und konnte sehr gut mit Revolvern umgehen. Als Theo van Gogh, schrieb Douglas, sei er nahe dran gewesen, die Linie zu überschreiten, sich selber in der Figur des geplagten Malers abhandenzukommen. Regisseure, die mit ihm zusammenarbeiteten, lobten seine Intelligenz. Kirk Douglas, sagte einer, habe nicht nur seine eigenen Dialogzeilen auswendig gelernt, er habe alles studiert, die Dialoge der anderen Figuren, die Regieanweisungen. Daher sei es oft vorgekommen, dass Douglas mit seinen Regisseuren intensiv diskutiert und mitunter gestritten habe.

Er selber nannte als eines seiner Erfolgsprinzipien seine schier unversieglige Energie. Er habe seine Laufbahn als «steten Kampf», als immerwährende Selbstüberwindung empfunden. Schauspieler brauchten Talent, aber sie brauchten auch enormes Glück. Er habe dieses Glück gehabt. Und er habe immer wieder die Energie mobilisiert, um weiterzumachen. Vielen begabten Schauspielern, sagte Douglas in einem Interview, würden die Kraft und der Fleiss fehlen, ihr Talent zu pflegen und zu entwickeln. Douglas hatte prononcierte politische Ansichten, und er pflegte seine jüdische Religion, doch Filme, betonte er, hätten vor allem anderen zu unterhalten. Die Botschaft komme danach.

Den grössten Respekt, sagte in seiner würdigen Ansprache Michael Douglas, nötige ihm

der «dritte Akt» im Leben seines Vaters ab. Nach all dem Glamour und den Erfolgen, dem Glanz und Jubel musste Kirk Douglas auch schwere Schicksalsschläge verkraften. Einer seiner Söhne starb aufgrund von Drogen und Alkohol. Der Schauspieler überlebte mit schweren Rückenverletzungen als schon über Siebzjähriger einen Helikopterabsturz, bei dem zwei jüngere Menschen ums Leben kamen. 1996, in seinem 80. Lebensjahr, traf ihn ein heftiger Schlaganfall. Mühsam musste er sich das Sprechen wieder beibringen. Wie er in einem Buch über diese Erfahrung schrieb, sei er nahe daran gewesen, Selbstmord zu begehen. Er meisterte die Baisse und stand in den 2000er Jahren sogar wieder vor der Kamera.

Lebenslanger Freund von Arthur Cohn

Kirk Douglas hatte auch eine Verbindung zur Schweiz. Zu seinen engsten Freunden gehörte der Basler Filmproduzent Arthur Cohn, der am 100. Geburtstag des Hollywoodstars eine berührende, sehr persönliche Rede hielt und auch zum engen Kreis gehörte, der an einer Abdankungsfeier nach jüdischem Ritus in der letzten Woche vom Schauspieler Abschied nahm.

Weniger bekannt war, dass Kirk Douglas auch als Blogger und politischer Kommentator bis ins hohe Alter in Erscheinung trat. Er stand wohl den Demokraten näher als den Republikanern. Und als ihn der Verfasser dieser Zeilen am 100. Geburtstag im Tischgespräch nach dem eben erst gewählten neuen Präsidenten Donald Trump fragte, verfinsterte sich für einen Moment das zuvor heitere Gesicht. Douglas murmelte etwas Abfälliges und machte eine Geste, als ob er ein paar Brotkrümel vom Tischtuch wischen wollte.

Sein Sohn Peter gesellte sich hinzu und erklärte, dass sie alle in der Familie sehr besorgt seien über die Zukunft der Demokratie in den USA. Als der Schweizer in versöhnlicher Absicht darauf hinwies, dass die Vereinigten Staaten mit ihren starken Institutionen noch jeden Präsidenten überstanden hätten, entkrampften sich die Sorgenfalten auf der Stirn des Vaters nur unmerklich.

Was ihn mehr erfreute, war das Geschenk aus der Schweiz, Sprüngli-Pralinés, in einer metallenen Nostalgiebox im Design des 19. Jahrhunderts. «Das sei ein wunderbar sensibles Geschenk», bedankte sich Kirk Douglas. Denn Schauspieler, also auch er, fuhr er fort, seien so eitel, dass diese gestalterisch weit über hundert Jahre alte Schachtel ihm das beruhigende Gefühl vermittele, nun doch nicht der älteste Gegenstand im Raum zu sein.

Kirk Douglas starb am Mittwoch, dem 5. Februar 2020, im Alter von 103 Jahren in seiner Villa in Beverly Hills, Los Angeles. Er hinterlässt neben seinen Kindern und Enkeln seine Ehefrau Anne, geboren als Anne Buydens am 23. April 1919 in Hannover, das damals noch zum «Deutschen Reich» gehörte.



Thiel

Täterisiko

Von *Andreas Thiel*

Richter: Sie werden beschuldigt, Homosexuelle anders zu behandeln als Heterosexuelle.

Arzt: Homosexuelle gehören zu einer Risikogruppe. Deswegen muss ich sie anders behandeln.

Richter: Sind Sie auf die Behandlung von Homosexuellen spezialisiert?

Arzt: Nein, ich bin auf Traditionelle Chinesische Medizin spezialisiert, auf Akupunktur.

Richter: Was ist das?

Arzt: Das ist wie Botoxen ohne Botox.

Richter: Und darauf fallen die Homosexuellen rein? Hahaha... Entschuldigen Sie, das war ein Scherz. Kann man Homosexuelle mit Chinesischer Medizin heilen?

Arzt: Ich muss Risikofälle abklären. Und das hat nichts mit Chinesischer Medizin zu tun. Das ist eine schulmedizinische Einschätzung.

Richter: Wo liegt der Unterschied?

Arzt: Schulmedizin ist moderne, westliche Medizin. Die Traditionelle Chinesische Medizin ist eine Alternative dazu.

Richter: So wie die Homosexualität eine Alternative zur Heterosexualität ist? Dann müsste man die Heterosexualität vielleicht als Schulsexualität bezeichnen. Nein, die Homosexualität ist eher modern und westlich. Gibt es eine Traditionelle Chinesische Homosexualität?

Arzt: Nein.

Richter: Sehen Sie? Deswegen können Sie Homosexuelle nicht heilen. Aber wenn Sie Homosexuelle behandeln, obwohl Sie sie nicht heilen können, dann ist das Betrug.

Arzt: Homosexualität kann man so nicht heilen.

Richter: Sie betrachten Homosexualität als unheilbar?

Arzt: Homosexualität ist keine Krankheit, sondern ein Risiko.

Richter: Sind Sie Arzt oder Versicherungsexperte?

Arzt: Weshalb werde ich hier der Diskriminierung von Homosexuellen beschuldigt? Das ist doch eine Farce!

Richter: Sind Sie heterosexuell?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Wasserblauer Teppich

Swiss Red Cross Gala im «Badrutt's Palace»-Hotel in St. Moritz.

Von *Hildegard Schwaninger*

«Sauberes Wasser für alle» war der Slogan der Swiss Red Cross Gala, die letzten Samstag im «Badrutt's Palace»-Hotel in St. Moritz stattfand. Der vom Kommunikationsunternehmer **Siro Barino** und dem Komitee organisierte Charity-Ball generierte einen Rekord: Reingewinn 1,101 Millionen Franken. So viel gab es noch nie, weder in Zürich, Genf, Basel noch in den letzten vier Jahren in St. Moritz. Das Geld kommt einem Projekt in Ghana zugute, das den Mangel an sauberem Wasser, der zu gesundheitlichen Risiken führt (Cholera wegen mangelnder Hygiene), bekämpfen soll. Die Mitglieder des Swiss Red Cross Gala Board sind tatkräftige Männer und Frauen aus der Schweizer «besseren Gesellschaft», die sich mit ihrem Geld und ihrem Know-how für den Erfolg der Gala voll einsetzen. Die Gala braucht jeweils mehr als ein Jahr Vorbereitung. Die Board-Mitglieder reisen selber an die Orte, denen der Gala-Erlös zugute kommt. Die temperamentvoll empathische Art, wie Immobilienunternehmerin **Marianne Walde** vom OK von der Wassernot in Ghana erzählte und dazu einen eindrücklichen Film zeigte, trug sicher entscheidend dazu bei, Herzen und Portemonnaies der Gäste zu öffnen.

Die Gala: Der Teppich, über den die eleganten Gäste im «Badrutt's Palace»-Hotel einschwebten (die Damen in erlesenen Abendkleidern, die Herren natürlich im Smoking), war wasserblau. Das Gala-Board stand bereit und begrüßte jeden Gast einzeln mit Handschlag: die Unterneh-

merinnen **Daniela Spuhler-Hoffmann**, **Bettina Friedli-Munz**, Marianne Walde, **Richard Dillier** (der Zahnarzt ist Präsident von Swiss Top Events und der Bruder von Snow-Polo-World-Cup-Präsident **Piero Dillier**, beide sind eingeborene St. Moritzer), **Silvio Martin Staub** (hat ein Geschäft für Ofenbau in St. Moritz) und **Siro Barino**. Ihre Ehepartner waren bereits unter den Gästen beim Moët-&Chandon-Aperitif (man trank nicht aus Gläsern, sondern aus silbernen Bechern, die wie Siegespokale aussahen): Stadler-Rail-Präsident **Peter Spuhler**, Immobilienunternehmer **Gerri Walde**, Investor **Peter Friedli**, **Diane Sarah Barino** und **Claudia Dillier**. Am Kopf des Empfangskomitees stand **Thomas Heiniger**, der ehemalige Zürcher Regierungsrat (Gesundheitsdirektor), seit Juni 2019 Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes.

Die Gala ging ihren bewährten Gang. Dreihundert Gäste, reichgedeckte Tische, Gourmet-Menü; **Christa Rigozzi** führte – mit ihrem charmanten Akzent und in vier Sprachen – durch den Abend. Thomas Heiniger sprach in seiner Rede von Welt-Notlagen, und allen wurde wieder einmal bewusst, wie privilegiert wir sind. «Das Recht auf sauberes Wasser ist ein Menschenrecht. Jeder Mensch sollte Zugang zu sauberem Wasser haben, das Rote Kreuz setzt sich für die Erreichung dieses Ziels ein.» Laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) gibt es weltweit 663 Millionen Menschen, die keinen Zugang zu sauberem Wasser haben.



Fast verliebt

Dauersingle

Von *Claudia Schumacher*

An einem weinseligen Stadtfest in der Heimat traf ich zufällig Fabienne wieder, mit der ich zur Schule gegangen bin. Nun waren wir nie direkt Freundinnen ge-

wesen, aber es ergab sich an dem Abend, dass wir Seite an Seite auf einer Bierbank landeten. Wie das so ist mit Leuten, die man seit der Kindheit kennt, hatte sie kein Problem damit, mir bald zu erzählen, warum sie noch keinen Mann hat, obwohl sie Familie will. «Alles Idioten», meinte sie nach dem ersten Glas Wein. Nach dem zweiten jammerte sie: «Ich bin fett, schau dir meinen Schwimmring an!» Neue Erkenntnisse lieferte auch das dritte Glas: «Schau, ich bin sexy. Hab einen Job. Freunde. Ich hab ein cooles Leben und bin nett – warum zur Hölle finde ich keinen Typen?» Und schliesslich, nach dem vierten Glas, weinerlich: «Ich mache echt alles für die Männer! Bin mega offen im Bett. Nehme auf alles Rücksicht, was sie wollen. Bin immer diejenige, die schreibt, sich um alles kümmert, die Dates organisiert...»

Ein steigender Alkoholpegel bringt Menschen, die über ihre Probleme sinnieren, dem



Spass- und Showtalent: Christian Jott Jenny.



Mit Herz: Thomas Heiniger, Siro Barino (v. r.).



Charmant: Christa Rigozzi, Sascha Moeri.

Grosser Sponsor der Gala und der Arbeit des Roten Kreuzes ist Franz Käppeli, Besitzer der Medizinischen Laboratorien Medica. Selber nicht anwesend, war er vertreten durch seinen CEO Walter Fassbender. Grosser Sponsor ist auch die Credit Suisse. Thomas Gottstein, bisher an fast jeder Swiss Red Cross Gala dabei, war diesmal nicht anwesend. Anwesend: Werner Schiesser, CEO von BDO Schweiz, und der Luxusuhren-Fabrikant Carl F. Bucherer (seit 1888) mit dem wirbligen CEO Sascha Moeri, der auch Uhren für die Auktion spendete. Die Auktion verlief – es waren viele Lots, die es zu verkaufen galt – etwas harzig, und so zog sich der Abend irgendwann in die Länge.

Den Vogel abgeschossen hat – wer wohl? – seine Exzellenz, der Gemeindepräsident. Christian Jott Jenny brachte mit seinem Staatsorchester den nötigen Schwung in den Abend. Jenny, das Showtalent, sang sein Bestattungs-Medley und sein Vico-Torriani-Medley, zwei Dauerbrenner, die immer gehen und immer hinhalten. Die Gäste brüllten: «Zugabe!», und Jenny gab zu, und wie: «Always look at the bright side of life». Da kam Bewegung in die Gäste, und alle sangen mit.

Nach Mitternacht noch mehr Spass. Tanz zur Hermes House Band im Ballroom des «Badrutt's Palace», dem exquisiten Tanz- und Eventsaal, inklusive Midnight-Snack (heisse Würstchen mit scharfem Senf). Dann Party mit DJ Roger Martin, bis um zwei Uhr früh die Limousinen vor der Tür des Hotels standen, um die Gäste – der Sternenhimmel war klar – nach Hause zu kutschieren. Das Organisationskomitee arbeitet bereits an der nächsten Gala. Sie findet im Sommer 2021 in Zürich in einem Anwesen am See statt.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Knackpunkt ja oft näher. Das erste und das zweite Glas Wein brachten bei Fabienne nur Bitterkeit und Unsinn hervor: Nein, das andere Geschlecht besteht natürlich nicht nur aus Idioten. Sonst wäre es nicht so begehrenswert. Und wegen «Ich bin fett» hat auch noch niemand keinen Partner gefunden – auch wenn es sich hierbei um einen hartnäckigen Mythos handelt. Wie viele Dauersingles strampeln sich im Fitnessstudio sinnlos einen ab, weil sie glauben, ihr Aussehen sei das Problem. Dabei gibt es unter den schönsten Menschen Dauersingles und unter den unscheinbarsten Menschen Verheiratete. Nein, wer so denkt, dem sei versichert: Es ist fast nie das Aussehen, aber praktisch immer der Charakter. Was uns – im Fall von Fabienne – zu Weinglas Nummer drei und vier führt. Sie hat ja recht: Sie ist eigentlich eine ganz coole Frau mit Job, Freunden, zwei Händen und zwei Beinen, allem Drum und Dran.

Aber offenbar fehlt ihr eine Sache massiv: Selbstwertgefühl. Keine Frau, die welches hat, würde je einer anderen, die sie seit der Schulzeit nicht gesehen hat, ihre Vorzüge aufzählen. Womit wir beim letzten Punkt sind: Frauen, die alles für die Männer tun. Wer glaubt, er sei so wenig liebenswert, dass er andere nur durch Liebedienerei für sich gewinnen kann, wirkt wahnsinnig langweilig aufs Objekt der Begierde. Man muss anderen den Raum geben, einen zu wollen, und nicht an ihnen kleben wie Schleim. Wer am Anfang nur darüber nachdenkt, was der andere will, ist nicht bei sich. So kann man aber auch nicht zeigen, wer man ist.

Dauersingle bleibt man exakt so lange, bis man die Charakterstärke findet, sich zu zeigen, wie man ist. Mit allen Vorzügen, Fehlern, Fettwargeln und eigenen Wünschen.



Unten durch

Cornichon

Von Linus Reichlin

Meine Freundin und ich sind vorgestern zusammengesessen, weil wir einander lieben und uns leidenschaftlich für Kosteneinsparungen interessieren. Wir geniessen es, abends auf dem Sofa gemütlich unsere Ausgaben für Nahrungsmittel und Toilettenpapier zusammenzurechnen. Unser Traum ist es, für Toilettenpapier eines Tages gar nichts mehr bezahlen zu müssen. Wir hassen es, Geld für Papier auszugeben, das einzig dazu dient, die Kanalisation zu verschönern. Wir möchten in einem Land leben, in dem das Privatleben der Menschen nicht von autoritären Hygienevorschriften reguliert wird. Wir haben uns im Internet gratis das Buch «Shit against the Mainstream» runtergeladen. Darin werden 15 Methoden beschrieben, wie man ohne Toilettenpapier durchs Leben kommt. Die beste ist die mit dem Fluss. Hat man keinen Fluss in der Nähe, kann man auch unter der Dusche gute Ergebnisse produzieren. In gewissen afrikanischen Ländern, die noch im Einklang mit der Natur leben, wird überhaupt kein Toilettenpapier hergestellt, zur Säuberung reicht ein frei erhältliches Elefantenoehr. Damit man nicht jeden Tag auf einen Elefanten steigen muss, nutzt man das Sekret der Nopawurzel, welches, oral eingenommen, den Stuhlgang bis zu drei Tage lang verzögert.

Meine Freundin hat ausgerechnet, dass wir auf diese Weise pro Monat Fr. 18.45 sparen könnten. Meine Freundin rechnet den ganzen Tag aus, wie wenig wir ausgeben könnten, wenn ich nicht wäre. Vorgestern wog sie mit einer Küchenwaage den Seifenspender im Badezimmer, um herauszufinden, wie viel Flüssigseife ich pro Tag verbrauche. Sie sagte, das sei nicht Geiz, aber von Verschwendung bekomme sie Kopfschmerzen. Sie schaute mir beim Brotschneiden zu und fragte mich, ob sie die Krümel zusammenwischen dürfe, daraus könne man Fensterkitt machen. Mein Kühlschrank entlockte ihr einen leisen Schrei des Entsetzens, wie man ihn ausstösst, wenn man auf der Strasse auf eine tote Taube tritt. Sie holte drei angebrochene Gläser mit Cornichons aus dem Gemüsefach und befahl mir, sie auf der Stelle alle leerzuessen, denn morgen laufe das Ablaufdatum aus. So kannte ich Silvia gar nicht!

>>> Fortsetzung auf Seite 64

Ich machte ein Foto von ihr und schickte es Georg, der sie auch kennt, ich schrieb: «Lieber Georg, das ist doch Silvia, oder? Die Frau, die ich einst liebte?» Georg schrieb zurück: «Sorry, kenne sie nur nackt und mit einem <O Georg!> auf den Lippen. Smiley. Nein, klar ist sie's. Warum? Hat sie schon deinen Kühlschrank umgeräumt?» Ich schrieb: «Woher weisst du das?» Georg: «Weil sie auf dem Foto das typische Gesicht einer Frau macht, die im Haushalt des Mannes, bei dem sie eingezogen ist, keinen Stein auf dem anderen lassen wird. Besorg dir schon mal einen geheimen Vorrat an dreckigen Spülbürsten und leeren Toilettenpapierrollen zum Rumliegenlassen!»

Georg kennt sich mit Frauen wirklich gut aus, kein Wunder, dass er keine hat. Gestern rückte Silvia das Bett in Nord-Süd-Richtung, sie sagte, man schlafe so besser und verdiene folglich mehr, weil man ausgeschlafen effizienter arbeite, und diesen durch die korrekte Schlafrichtung erzielten Mehrverdienst könne man dann fürs Alter zurücklegen. «Du willst doch mit mir alt werden?», fragte sie, ich nickte und dachte, aber auf getrennten Kontinenten. Ich wusste nur noch nicht, wie ich ihr das zu verstehen geben sollte. Schon immer haben die Frauen die häuslichen Finanzen mit schmalen Lippen beobachtet, und schon immer war demzufolge das Zusammenleben mit ihnen schwierig bis unmöglich. Verschwendung ist die Tugend der Männer, sie ist das elysische Element ihrer Seele: Der Mann wirft um sich, die Frau sammelt zusammen. Der Mann verteilt seinen Samen weit hin über die ganze Ebene, die Frau haushaltet sparsam mit dem winzigen Eilein, das sie hat. Der Mann ist eine Tischbombe, die Frau *schüü-felet* das Konfetti zusammen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Bachtobels andere Seite

Von Peter Rüedi

Ein heruntergewirtschafteten Betrieb zu übernehmen, kann eine arge Hypothek sein. Die grössere Herausforderung aber ist die Nachfolge eines erfolgreichen, in diesem Fall geradezu mythischen Vorgängers. Johannes Meier stellte sich ihr mit Bravour, als er 2008, sozusagen von einem Tag auf den anderen, die Leitung des am Ottenberg bei Weinfeldern gelegenen Schlossguts Bachtobel übernehmen musste. Sein Onkel Hans Ulrich Kesselring, ein *agricola doctus*, ein gelehrter Landmann ganz im Sinn des auf seinem feudalen Landsitz auch architektonisch sehr präsenten 18. Jahrhunderts, ein Feingeist mit einem schrägen Humor und ein Melancholiker, hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Selber ohne Nachkommen, bestimmte er seinen Neffen zu seinem Nachfolger. Der übernahm seine Mitarbeiter, den Rebbauern Fazli Lolluni und die Önologin mit dem sprechenden Namen Ines Rebentrost, einst Praktikantin auf Bachtobel, und dem Team gelang es, dem Weingut den Kultstatus zu erhalten, den es unter dem «Landjunker» (so

nannten seine Winzer-Kollegen Kesselring im Scherz) erreicht hatte.

Berühmt war und ist Bachtobel für seine exemplarischen Pinots. Von denen vinifizierte Kesselring Varianten, die er auf der Etikette von 1 bis 3 nummerierte (mit Ziffern wie auf Munitionskisten). Meier erweiterte das Spektrum um einen Super-Ottenberg Nr.4. Alle diese Pinots gehören, jeder in seiner Preisklasse, zur Spitze des Ostschweizer Rebbaus (mein Favorit ist die im 800-Liter-Holzfass ausgebaute Nr.2). Weniger bekannt sind die Weissen vom Bachtobel, mit denen schon Kesselring gerne experimentierte. Heute hat Meier im Angebot: einen Rhein-Riesling, einen Sauvignon blanc, einen Pinot gris. Und einen Müller-Thurgau – *by error also known as* RieslingxSilvaner, haben doch die Genetiker herausgefunden, dass der Thurgauer Züchter im 19. Jahrhundert von einer falschen Elternschaft ausgegangen war.

Die Müller-Thurgau-Traube wurde mit ihrer frühen Reifung und ihren hohen Erträgen zur wohl erfolgreichsten Neuzüchtung des letzten Jahrhunderts. Und zu der am meisten verachteten. Was daran liegt, dass sie, auf Masse produziert, entweder dünne, triviale Weine zeitigt oder aber, auf zu fetten Böden und in zu guten Lagen, solche mit einer zu aufdringlichen, banalen Aromatik. Einem Bouquet wie Rasierwasser. Will sagen: Die bescheidenste Sorte verlangt vom Winzer ein besonderes Händchen. Der Müller-Thurgau 2018 ist ein angenehm schlanker, zitrusbetonter, würziger Wein mit guter Säure, minimalem Restzucker bei bescheidenem Alkoholvolumen. Eher jung zu trinken, raten die Produzenten, nicht nur wegen der leichten Kohlensäure, die dem Genuss einen vifen, fast nostalgischen Akzent aufsetzt.

Schlossgut Bachtobel Müller-Thurgau 2018. 11,7%. Bachtobel, Weinfeldern. Fr. 19.–. bachtobel.ch



Salz & Pfeffer

Raclette im Vergleich

Von Andreas Honegger

Das «beste Raclette der Welt» will ein euphorischer Zeitgenosse hier gegessen haben. Superlative sind kaum je angebracht bei einer Restaurantkritik. Aber beim

«Château de Villa» in Sierre kann man vorsichtig einige gesteigerte Adjektive verwenden: Das alte Gemäuer und sein Gartenrestaurant sind wunderschön und romantisch. Die Weinbar im Untergeschoss des Schlosses umfasst eine gewaltige Zahl von Weinen aus Walliser Produktion, das Restaurant bietet die einzigartige Möglichkeit, Raclettekäse der verschiedensten Walliser Provenienz zu vergleichen.

Schmeckt uns der Käse aus Champoussin, Val-d'Illiez, aus dem Val de Bagnes, der Mondralèche aus Lens bei Crans oder doch der Oberwalliser aus Simplon am besten? Wir verraten es nicht. Zudem sind auch immer wieder andere in der Auswahl des «Château de Villa». Bei mehreren Versuchen kann man nahezu jedes Tal verkosten. Den besten Raclettekäse kann man hier ermitteln – von halben Käseläiben unter dem Elektrorechaud gestrichen. Aber das beste Raclette der Welt – so scheint es uns – kommt vom Kaminfeuer in einer kleinen Berghütte.

Wer kein Raclette oder Fondue will, kann Walliser Trockenfleisch, Würste und Speck geniessen, immer mit wunderbar frischem Roggenbrot, oder – je nach Saison – «Gspotus», Entrecôte, Rösti, Soupe du Moyen (Age) mit Gemüse, Gersten und Bohnen.

Ja, hier werden die Spitzenprodukte des Wallis präsentiert: Weine, Spirituosen, Käse, Fleisch und Brot. Genau zu diesem Zweck hat man in den fünfziger Jahren das baufällige Schloss erworben und umgebaut. Aber abgesehen von seiner Rolle als Aushängeschild der Produktion der Talschaft, des Terroir *valaisan*, ist «Château de Villa» auch ein Ort, um mit Freunden einen gemütlichen Abend in «typischer» Walliser Atmosphäre zu geniessen, so ziemlich genau auf der Grenze zwischen Ober- und Unterwallis, zwischen Deutsch und Französisch.

Château de Villa, Rue de Sainte Catherine 4, Sierre. Tel. 027 455 18 96



Auto

Affen, Airbags und Antriebe

Der Toyota Corolla ist das bestverkaufte Fahrzeug aller Zeiten. Auch am neuesten Bestseller gibt es kaum etwas auszusetzen. *Von David Schnapp*

Immer wenn ich einen Toyota fahre, muss ich an diesen wunderbaren Song aus dem Jahr 1994 von Züri West denken, in dem die letzte Zeile lautet: «U es paar Viicher wo chöi rede finge irgend sone nöie Toyota no schön.» Für Leser, denen die Berner Mundart nicht vertraut ist: «Ein paar sprechenden Tieren gefällt irgendein neuer Toyota.» Die Songzeile bezieht sich auf einen populären Fernsehspot, der mittlerweile zum Kult-Clip geworden ist. «Nichts ist unmöglich», lautete der damalige Claim der japanischen Marke, die zu dieser Zeit unterwegs auf dem Weg zum Weltmarktführer war.

Toyota ist heute die unbestrittene Nummer eins, wenn es um treibstoffsparende Hybridantriebe geht. Mit dieser beeindruckenden japanischen Unbeirrtheit wurde die Kombination aus Benzin- und Elektromotor sowie einer kleinen Batterie entwickelt und perfektioniert. In den neunziger Jahren, als in dem TV-Spot sprechende Affen, Vögel und Frösche die Vorzüge des neuen Corolla unerwartet lustig anpriesen, war ein Airbag noch ein Verkaufsargument

und ABS eine Innovation aus den Forschungslabors.

Der neue Corolla, den ich kürzlich gefahren bin, hat im Vergleich dazu ganz andere technische Vorzüge. Der ästhetisch gezeichnete, kompakte Kombi, mit einer feinen exzentrischen Note, bietet in der höchsten Ausstattungstufe «Premium» ein umfangreiches Sicherheits-, Komfort- und Unterhaltungspaket: Dazu gehören ein aufwendiges Sicherheitssystem mit Kollisionsschutz, Verkehrszeichenerkennung, Abstandstempomat und Spurhalteassistent. Eine elektrische Heckklappe ist ebenso selbstverständlich wie eine Ablagefläche, auf der kompatible Smartphones kabellos geladen werden können.

Angenehm ausgewogen

Der Toyota Corolla, das meistverkaufte Fahrzeug aller Zeiten mit mehr als 45 Millionen Stück seit 1966, entspricht seinem Ruf als Bestseller recht gut. Es gibt kaum etwas an dem Auto auszusetzen, alles funktioniert, die Fahr-

werksabstimmung ist angenehm ausgewogen, und die schier nahtlosen Übergänge zwischen Elektro- und Benzinantrieb sprechen für die Hybridtechnik. Gut, da ist auch noch das sogenannte eCVT-Getriebe, eine japanische Spezialität, die gut zur buddhistisch-entspannten Grundmentalität des Landes passt. Solange man sorglos im Verkehr mitschwimmt, bleibt das stufenlose Getriebe diskret. Bei Überholvorgängen allerdings drängt es sich mit einer etwas unangenehmen Akustik ins Bewusstsein der Fahrzeuginsassen. Ansonsten fährt sich dieser Corolla mit einer fast Zen-artigen Entspannung, in der stärksten Modellversion hat der Toyota 184 PS, das reicht für lockeres Vorankommen.

Der Werbe-Claim von Toyota lautet schon längst nicht mehr «Nichts ist unmöglich», schliesslich hat man bewiesen, dass fast alles möglich ist. Jetzt heisst es: «Always a Better Way».

Toyota Corolla Touring Sports 2.0 HSD Premium

Motor/Antrieb: Hybridsystem/Frontantrieb
Leistung: 184 PS/135 kW; Hubraum: 1987 ccm
Verbrauch (EU-Norm/WLTP): 5,6 l/100 km
Beschleunigung (0–100 km/h): 8,1 sec
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Preis: Fr. 47 500.–



Tamaras Welt

Sexy oder sexistisch?

Der Star bei Shows vieler weiblicher Popstars ist heute der Po. Die Zurschaustellung der eigenen Sexualität geht in Ordnung, aber mit «Empowerment» hat das nichts zu tun. Von Tamara Wernli

Jennifer Lopez und Shakira feuerten während der Halbzeitshow beim Superbowl neulich ein sexuelles Bombardement auf das Publikum ab. Es ist ein verlässliches Naturgesetz: Je stoffbefreiter weibliche Popstars auftreten, je lasziver sie sich um Stühle oder am Boden räkeln, desto mehr Aufmerksamkeit erhalten sie, desto besser verkaufen sich ihre Alben.

Ich habe nichts gegen erotische Provokation. Das Spektakel war grossartig, sexy, das Publikum war begeistert. «Female Empowerment!», flötete die Feministen-Front. Im Paillettenkostüm, das gerade so viel bedeckte, dass die Show im US-Fernsehen übertragen werden konnte, liessen die Latinas ihre Gesässe kreisen, warfen ihre Mähnen – für ihren grosszügigen Umgang mit wenig Stoff und die vollendete Inszenierung ihrer Sexualität sind sie bekannt. J.Lo schlang sich um eine Poledance-Stange, mehrmals griff sie sich in den Schritt – das war schon bei Michael Jackson beknackt. Über 100 Millionen Menschen haben zugehört.

Gut möglich, dass einige konservativ gestimmte Zuschauer heute noch davon traumatisiert sind. Bei vielen kam die Nummer nämlich schlecht an. «Es sollte möglich sein, das Spiel mit den Kindern zu schauen, einschliesslich der Halbzeit-Show», twitterte ein konservativer Kommentator unter grossem Applaus, es sei ein Familien-Event. Andere monierten, die Show mit zwei halbnackten Sängerinnen und dem Poledance würde Frauen «objektivieren» und zum Sexualobjekt degradieren, ja gar «ausbeuten». Eine Userin schrieb: «Das Frauenbild der Halbzeit-Show war total sexistisch.» Ein überzeugter Christ regte sich in einem Video über zu viel «Pornoografie» auf; sein zwölfjähriger Sohn könnte das sexuell erregend finden.

Soviel ich weiss, gibt es bei der Halbzeit-Show eines Superbowls keinen Grund, Mönche aus einem tibetanischen Kloster auftreten zu lassen. Die grosse Mehrheit der Zuschauer der National Football League ist männlich, das Season-Finale fand in Miami statt – es hätte wohl keine besseren Quotenqueens als Shakira und J.Lo gegeben. *Sex sells*, und bei diesen Spektakeln, auch wenn sie für die ganze Familie gedacht sind, steht Profit im Vordergrund; die Show ist kalkulierte Provokation. Mit Nana Mouskouri wäre sie im Jahr 2020 vermutlich falsch besetzt.

Ganz grundsätzlich, und das kann man gut finden oder nicht, geht der Trend schon lange weg von herausragenden Stimmen (Whitney Houston) und hin zu viel nackter Haut und zu Sängerinnen, die alle ähnlich klingen (Selena, Demi, Ariana, Vanessa etc.). Der Verkaufswert vieler weiblicher Popstars misst sich auch an ihrem sexuellen Wert; die Konkurrenz ist riesig, um im Showbusiness relevant zu bleiben, und müssen sie ihre Performance jedes Mal mit noch aufsehenerregenderen Outfits oder Tanzeinlagen toppen. Aber: Sie tun es aus freier Entscheidung, es ist ihre Wahl. Auf der anderen Seite gibt es ja auch überaus erfolgreiche Sängerinnen wie Adele, die haben Erfolg, ohne fortlaufend die verruchte, twerkende Verführerin zu geben.

Seine Nacktheit benützen, um Platten zu verkaufen, geht für mich völlig in Ordnung. Auch die Durchschnittsstimme mit einer sexy Bühnen-Show zu kompensieren, ist legitim. Wenn Frauen selbstbestimmt ihre Sexualität einsetzen, ist das keine Ausbeutung; Organisatoren, Manager und Stars benützen sich alle gegenseitig. Sie offenbaren auch kein «sexistisches Frauenbild», Frauen können talentierte

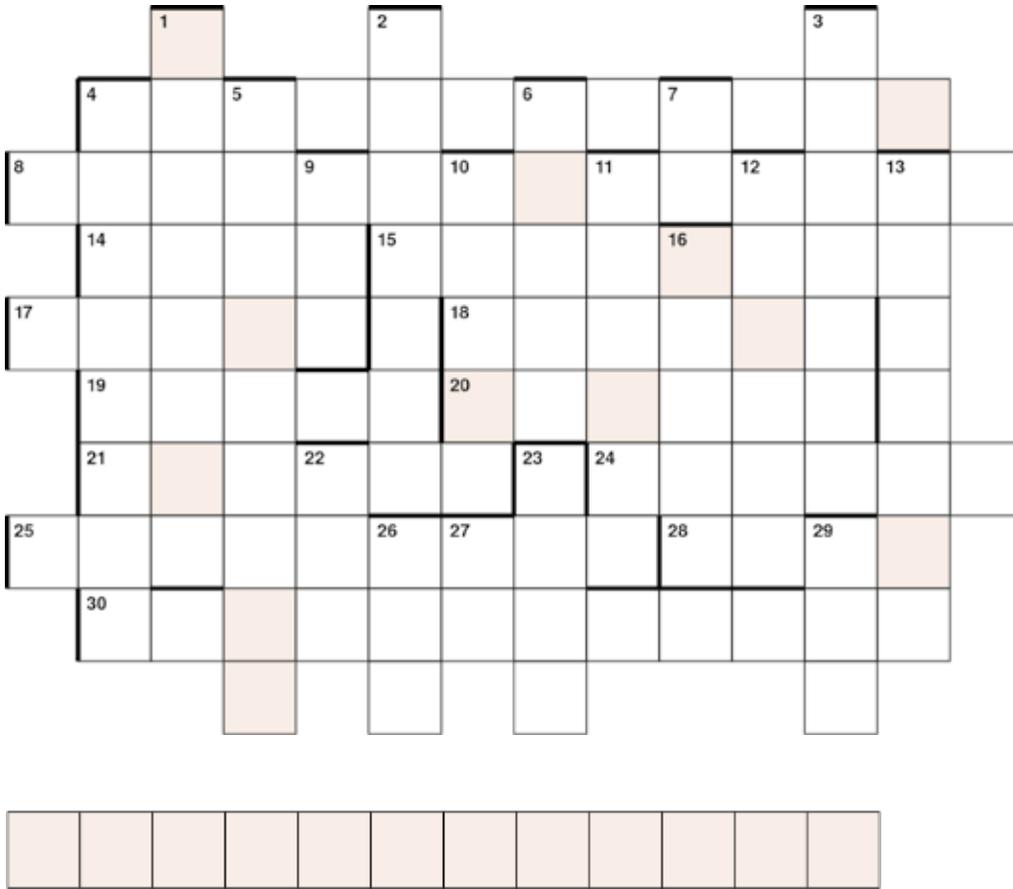
und kluge und gleichzeitig sich um polierte Eisenstangen windende Wesen sein. Überhaupt, es spricht eher für ein spiessiges Weltbild, den Poledance in die Schmutzel- oder Porno-Ecke zu drängen. Gewiss, er gehört zum Striptease, aber die anspruchsvolle Tanzart wird auch im Fitnesscenter geübt. Und wer das wie ich schon mal ausprobiert und wie eine verdrehte Bretzel an der Stange gegangen hat, weiss, dass es für ein Minimum an Ästhetik hartes Training braucht.

Mit «Female Empowerment» hat der Auftritt von Shakira und J.Lo freilich nichts zu tun, auch wenn moderne Feministen solche sexuell befreiten Darbietungen als Zeichen «weiblicher Emanzipation» feiern. Spärlich bekleidete Auftritte und aufreizende Posen stärken die Position von Frauen nicht. Und: Wer sich ständig aufsexualisierte Art zeigt, muss sich nicht wundern, wenn er von Männern (und Frauen) als sexualisiertes Wesen gesehen und eventuell darauf reduziert wird.

Die Sorgen hinsichtlich der Kinder sind bis zu einem gewissen Grad nachvollziehbar. Nur leben wir in einer sexualisierten Welt: Internet, Instagram, Werbung, *red carpet*-Outfits der Stars, Hotpants, bauchfreie Shirts oder tiefe Décolletés – wir werden überall mit sexualisierten Bildern und Anblicken konfrontiert –, Kinder sind heute ganz anderen negativen Einflüssen ausgesetzt. Hier sind eben die Eltern gefordert. Statt übertrieben fürsorglich zu sein, sollten sie, und nicht die Gesellschaft, ihren Kindern beibringen und vorleben, dass der Einsatz von Nacktheit und Sexualität für den Erfolg im Leben nicht notwendig ist.

Und sonst bleibt immer noch das Wegzappen. Oder die Methode meiner Eltern. Die haben mich damals, als ich mit ihnen endlich den «Tatort» schauen durfte, bei der geringsten Andeutung einer Kuss- oder Bettszene immer hastig aus dem Wohnzimmer verbannt – und mir blieb nichts anderes übrig, als eben im Gang versteckt weiterzuschauen. Es gibt Lösungen für fast alles.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Steht in der Tuningwerkstatt.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht: **4** Wildschweine oder Wildcamper. **8** Schalkhafter Schabernack aus Schuh und Stierenaue. **14** Durchfließt meck-pommische Seen sowie jegliche Felder und Waelder. **15** Ein gefährliches für Minitrotti- oder Rollschuhfahrer. **17** So lang, so lang, so extra lang – Die Kurve, auf der kosmische Körper kreiselnd kreisen. **18** Die Nesträuberin mit vermeintlichem Schmucktick. **19** Nicht mobben, sondern moppen. **20** Tasterteil mit Knickpfeil, folgt postwendend gutem Service. **21** Das gründliche Wasserloch ist zumindest namentlich ein Eldorado für Oviraptoren. **24** Erst danach kann man sich auf den Lorbeeren ausruhen und die Himbeeren verzehren. **25** Das Süßwasserkrokodil grinst im Profil. **28** In der Form wächst Geld auf Bäumen. **30** Die Kehrseite der scheinbehandelten Medaille: Macht aus homöopathischem Tonikum ein Toxikum.

Senkrecht: **1** So einem *fiel* der letzte König des Ancien Régime oder der grosse Zeh des ungeschickten Holzhackers zum Opfer. **2** Multimedialer Anhang mit Bremshilfe am Anfang. **3** Bestenfalls ebenfalls versiert und routiniert, aber jedenfalls geringstenfalls qualifiziert. **4** Dabei wird eine Zahl mittels platonischer Lowtech-Zufallsgeneratoren erkoren. **5** Nicht liiert, expandiert: bleibt trotzdem bloss (allein). **6** Auch Ungläubigen innewohnende Kraft, die Unmögliches wie etwa das Höhenrückenrücken schafft. **7** Das Flüssigsilber findet sowohl in Thermometern wie Mähgeräten Verwendung. **9** Phisher-Jagdgebiet, ist beim fisher als Utensil beliebt. **10** Kategorisch für das partielle Homonym des kleinen Frankens; vermag selbst am Stecken, grosse Begeisterung zu wecken. **11** «Eggceptionally» holy holiday. **12** Die Art von amor kommt im Mash-Smash-Hit vor. **13** Dem Kummer entkommen oder beim Veräusern eingenommen. **16** Wütet mit variabler Intensität von «leicht vom Winde verweht» bis hin zu «alles weggefegt». **22** Worüber so manche dame wie lady nur ungern Auskunft erteilt. **23** C'est l'amour, viens chanter toi mon frère. **26** Schülerleins nicht-arithmetisches Einmaleins. **27** Steht zuoberst auf Terrys Pendenzenliste. **29** Der Ober folgt dem siebten Ember.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselwerkstatt

Lösung zum Denkanstoss Nr. 653



Waagrecht: **4** OLDMACDONALD had a farm... (Kinderlied); Interpretiert man die gegebenen Buchstaben als Einzelnoten, dann entspricht der kursive Teil davon der gesuchten Antwort. **10** KLABAUTERMANN **15** BOOGIE(-Woogie) **16** Leuchtende Glühbirnen symbolisieren IDEEN. **17** (An)STOSS **18** RTL: deutschsprachiger Privatsender **19** IOHN **20** NEBST **21** IOAN (of Arc); katalanisch Johannes **22** Sylvester «SLI» Stallone; engl. listig/durchtrieben **23** [ZU][RECHT] **26** UNHEIL: Aberglaube **27** SIRI (Software): persönlicher Assistent auf Apple-Geräten **28** (En)ERG(ieeinheit) **29** DENNIS (the menace): Kinderfilm/Comic **30** (Die kleine Raupe Nimmer)SATT **31** TINNITUS

Senkrecht: **1** KOKOSNUSS: «Die Affen rasen durch den Wald» (Lied) **2** IMBISS **3** UNREINHEIT **5** DAGOBERT **6** CURRI(cula) **7** OEDLAND **8** [A][MEISEN]: strukturell wie [B][auerhähne] und [R][adler] **9** LANOLIN: Wollwachs **11** LOTERIA: span. Lotterie **12** AESTHET **13** TITTO(ist) **14** NIHILIST **24** CITI: engl. (Innen-)Stadt **25** TRIO **26** UG: Untergeschoss

Lösungswort — **KABELSALAT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

VOR UNS DIE WELT

WIR MACHEN KLAR SCHIFF.



Ab Juli 2020 verwenden unsere Schiffe weltweit ausschliesslich das schwefelarme Marine-Gasöl 0,1%. Damit gehen wir weit über die gesetzlichen Bestimmungen hinaus und reduzieren zudem durch den Verzicht auf Schweröl die Schwefelemissionen unserer Schiffsflotte um 80%. So setzen wir Massstäbe für die gesamte Kreuzfahrtbranche und schützen, was unsere Gäste und uns fasziniert.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES

Schweröl-Verzicht,
Katalysatortechnik und Landstrom.
Mehr über diese und weitere
Massnahmen zum Umweltschutz
unter: www.hl-cruises.ch